Gräfin Erikas
Lehr- und Wanderjahre.

Roman

von

Ossip Schubin.

Drei Bände.

Dritter Band.

Braunschweig.
George Westermann.
1892.

Fünftes Buch.

„Erika, schau dorthin!“

Die alte Gräfin Lenzdorff flüstert ihrer Enkelin diese Worte ins Ohr und zupft sie zugleich beim Ärmel.

In der Bibliothek des Mechitaristenklosters San Lazaro ist's — des Klosters, in dem Lord Byron vor mehr als einem halben Jahrhundert von langbärtigen Mönchen Armenisch gelernt und wohin sich die Lenzdorffs, das schöne Wetter benützend, am Nachmittag des Tages, an welchem sie den Circolo artistico besucht, haben hinausrudern lassen.

Ein Mönch mit langem Bart und majestätischer Haltung hat ihnen bereits den größten Teil der Sehenswürdigkeiten des Klosters gezeigt

mit unermüdlicher Courtoisie und unwandelbarem Ernst; die Kirche, die Druckerei, das Refektorium, das ranzig riecht nach schlechtem Öl und abgesperrter Luft, wie alle Refektorien.

Jetzt hat er sie in die Bibliothek geführt, um ihnen die Unterschrift Lord Byrons vorzulegen — seine Unterschrift und sein Porträt, ein ganz kleines, glaubwürdiges, authentisches Porträt, und viele nicht authentische Konterfeis in jeder beliebigen Größe, von betriebsamen Künstlern angefertigt, in der Hoffnung, poetisch gestimmte Touristen möchten ihnen dieselben als Souvenirs de Venise interessantester Gattung abkaufen: Lord Byron mit wehenden Locken und weit offenem Hemdkragen, an einen Felsblock gelehnt, mit schwärmerischem Augenaufschlag und einem Gewitter im Hintergrund; Lord Byron im Carbonaro; Lord Byron in Hemdärmeln; Lord Byron Armenisch studierend inmitten eines Kreises über sein Sprachtalent staunender Mönche; und schließlich — last not least — Lord Byron, wie er Gräfin Guiccioli den ersten Gesang seines Don

Juan vorliest. Er sieht über ein mächtiges und malerisch zerblättertes Manuskript triumphierend zu ihr hinüber, sie macht eine abwehrende Geste.

Zwei Herren stehen vor dem Bilde, lachen und machen Glossen darüber. Auf diese zwei Herren hat die alte Gräfin Lenzdorff soeben die Aufmerksamkeit ihrer Enkelin in brüsker Weise gelenkt. Der eine von ihnen steht momentan mit dem Rücken gegen sie — dennoch hegt Erika beim Anblick seines großkarrierten, tadellos sitzenden englischen Überrocks, seiner grauen Gamaschen, seiner Art, sich etwas auf den leicht auseinander gespreizten Beinen zu wiegen, der Vornehmheit und grauhaarigen Nichtsnutzigkeit, die aus allen Ecken seiner Erscheinung herausguckt, keinen Zweifel, daß sie Graf Treurenberg vor sich hat. Der andere, welcher im Profil gegen die beiden Damen steht, ist ein Mensch von mittlerer Größe nach norddeutschem Begriff, das heißt für einen Österreicher groß, von sehr feinem Gliederbau, gut angezogen, wenn seine Kleider auch nicht mit dem englisch aristokratischen Chic der Kleider des

Grafen Treurenberg sich messen können, und mit freier einnehmender Haltung, dazu mit einem sehr gut geschnittenen brünetten Gesicht. Alles in allem könnte man ihn für einen Weltmann halten, für irgend einen viel jüngeren Verwandten des Grafen, wenn nur seine Augen nicht wären, die eigentümlichen, leuchtenden Augen, mit grünlichen Lichtern drin, die nach kurzer Musterung der Großmutter sich voll auf Erika heften. Kein Weltmann hat solche Augen. Indem sieht auch Graf Treurenberg sich um.

„Küß Ihnen die Händ, meine Damen!“ ruft er in seiner brüsken Manier. „Sie haben gleich uns das schöne Wetter benützt zu einer Landpartie — konnten wirklich nichts Gescheiteres thun. Was sagen Sie zu dieser Entrüstung der Guiccioli? Ich hätte mir die Schöne gar nicht so moralisch gedacht.“

Die alte Gräfin will soeben etwas erwidern, als der Begleiter Treurenbergs diesem leise etwas zuflüstert.

„Erlauben Sie, daß ich Ihnen Herrn von

Lozoncyi vorstelle," sagt der Graf, worauf die alte Gräfin, ehe Lozoncyi noch mit seiner feierlichen Verbeugung fertig geworden ist, ihm zuruft: „Es freut mich sehr, Sie kennen zu lernen, ich gehöre zu Ihren ältesten Bewunderern. Bitte mich nicht mißzuverstehen, ich spreche natürlich nicht von meinem Alter, sondern von dem Alter meiner Bewunderung."

„Fühle mich unendlich geschmeichelt, Frau Gräfin," erwiderte Lozoncyi mit seinem ungewöhnlich weichen, angenehmen Organ, dem Organ eines Wiener Kindes von gemischter Rasse und zweifelhafter Nationalität. „Dürfte ich fragen, wann ich zuerst das Glück hatte, Ihr Interesse zu erregen?"

„Wie lange ist's her, Erika, vor fünf oder vor sechs Jahren?" plaudert die alte Frau; „du wirst's wissen."

„Vor sechs Jahren, glaube ich, war's, Großmutter," erwidert Erika.

„Also vor sechs Jahren," erzählt die Gräfin weiter. „Es war in Berlin, Sie hatten damals

zwei Bilder ausgestellt, eines vor einem Vorhang, das zweite hinter einem Vorhang. Ich habe beide gesehen — ich habe auf Ihr Talent geschworen seit der Zeit, was nicht verhindert, daß mich Ihr letztes Gemälde — im Circolo artistico — überrascht hat."

„Sie sind sehr gütig."

„Nur eins möchte ich wissen — denken Sie sich die Hölle mit blühenden Bäumen?"

„Ich, die Hölle?" fragte Lozoncyi, seine Brauen in die Stirne schiebend. „Soviel ich weiß, hab ich mir die Hölle noch gar nicht gedacht, obgleich mir's mehr als einmal zu Mut gewesen ist, als ob ich drin gewesen wäre."

„Aber was haben Sie denn zu Ihrer Francesca da Rimini gemalt?"

„Francesca da Rimini ...?" Wieder mustert er sie befremdet.

„Das Bild im Circolo!" ruft die alte Frau. „Oder" — plötzlich in merklich kühlerem Ton — „vielleicht irre ich mich und es handelt sich um jemand ganz anderen."

„Nein, nein!“ entgegnet er ihr lachend. „Das Bild, auf das Sie sich beziehen, ist allerdings von mir, Gräfin, aber den Titel hat mein Kunsthändler dazu erfunden. Ich hatte nie einen Augenblick die Absicht, die sympathischste aller Ehebrecherinnen zu malen.“

„Also was wollten Sie denn malen?“

„Um Ihnen die Wahrheit zu sagen — ich weiß es nicht.“ Er sagt das mit einem eigentümlichen Lächeln, in das sich etwas von drückender Mißstimmung mischt. „Ich werde dieser Tage einen Cyklus von Bildern ausstellen unter dem Namen ‚Mes cauchemars‘ — ‚Schwere Träume‘, und das Ding im Circolo wäre Nummer eins davon. Wenn ich mich nicht gescheut hätte, den Vergleich mit dem alten Botticelli herauszufordern, was mir schließlich die Bescheidenheit verbot, so hätte ich das Bild vielleicht den ‚Frühling‘ genannt.“

Während er spricht, haben seine Augen immer wieder den Weg zu Erika zurück gefunden — jetzt bleiben sie mit einer derartig uncivilisierten,

unhöflichen Starrheit auf ihr haften, daß Erika sich schließlich unwillig abwendet, während Graf Treurenberg ihm lachend die Hand vors Gesicht hält und ihm zuruft: „Schonen Sie Ihre Augen, mein lieber Lozoncyi; was ist denn das für eine Art, so in die Sonne zu schauen!“

„Ich muß Ihnen in der That den Eindruck eines Narren machen,“ entschuldigt sich Lozoncyi. „Ich frage mich selbst, bin ich bei Verstand oder bin ich's nicht, aber ich kann den Gedanken nicht loswerden, daß — ich bereits früher einmal das Vergnügen hatte, die Comtesse kennen zu lernen.“

„In der That,“ mischt sich jetzt Erika zum erstenmal in das Gespräch, wobei sie eine sehr gerade Haltung annimmt und einen auffallend kühlen Ton anschlägt, „Sie haben mir unlängst einen großen Dienst erwiesen, Herr von Lozoncyi.“ Dann sich zu den beiden anderen wendend, fährt sie fort: „Ich hatte mich neulich etwas verspätet bei Fräulein Horst, und als ich in der Dämmerung nach Hause ging, lief mir ein Betrunkener

nach. Herr von Lozoncyi war gütig genug, mich ... mich zu beschützen ..."

„Erika!" ruft die Großmutter entsetzt, „ich sag dir's ja immer, du sollst nicht so allein herumwandern; von heute an gehst du keinen Schritt mehr allein, außer über den Markusplatz."

Erika zuckt mit den Achseln. „Ach, Großmutter, ich bin mündig!"

„Trotz dieses Umstandes würde ich Ihnen raten, sich in diesem Falle Ihrer Frau Großmutter unterzuordnen," meint Lozoncyi, sich jetzt dem jungen Mädchen zuwendend. „Ich versichere Ihnen, mir war gar nicht heimelig zu Mute, als ich mir in der Nacht darauf das Bild zurückrief, wie ich Sie da so weltvergessen und gottverlassen durch dieses sehr übelbeleumundete Gewinkel wandeln sah!"

„Ich hatte mich eben verirrt!" rief Erika heftig.

„Das sah man Ihnen auf zweihundert Schritte an," versichert der junge Maler gutmütig lachend,

„aber man verirrt sich leider sehr leicht in Venedig, darum beugt man lieber vor. Die Situation war nicht lustig ...“

„Hm! mir scheint, Sie malten gleich den Tag darauf einen neuen Cauchemar,“ wirft an diesem Punkte Graf Treurenberg ein.

„Sie haben's erraten, Graf!“ ruft Lozonczi etwas herb, dann sich von neuem dem jungen Mädchen zuwendend, sagt er in gänzlich verändertem Ton: „Um unser Zusammentreffen in der Calle San Giacomo handelt es sich für mich übrigens jetzt nicht. Wenn meine Vermutungen richtig sind — ich kann's freilich kaum annehmen, aber wenn ... so datiert unsere gegenseitige Bekanntschaft um sehr viel weiter zurück. Haben Sie etwa einen Stiefvater, der Strachinsky heißt?“

„Ja, sie hat das Unglück,“ seufzt die Großmutter elegisch.

„Nun dann!“ ruft er lebhaft aus, „dann ...“ Plötzlich stockt er. „Aber wie thöricht von mir! Sie haben ja gewiß längst vergessen, worauf ich mich beziehe?“

„Nein, ich habe gar nichts vergessen,“ entgegnet Erika, die Augen mit einem eigentümlichen, zugleich stolzen und vorwurfsvollen Ausdruck zu ihm aufschlagend. „Ich habe Sie sogar viel früher erkannt als Sie mich — aber an mir war's doch nicht, mich dazu zu melden!“

„Gräfin! Sie erlauben, daß ich Ihnen zum Andenken an die liebe kleine Fee, die mir Glück gebracht hat, die Hand küsse.“

„Was geht da vor?“ ruft der neugierige Graf Treurenberg aufgeregt, und die alte Gräfin fällt mit einem ebenso neugierigen: „Wo habt ihr einander kennen gelernt?“ ein.

Sie haben längst vergessen, daß sie sich in der Bibliothek des armenischen Klosters befinden, sie überlassen es jetzt anderen Touristen, sich andächtig die Unterschrift Lord Byrons anzusehen, die Unterschrift George Eliots und die des Grafen Wlček. Zwei Engländerinnen stehen jetzt staunend und bewundernd vor dem Bild Lord Byrons und der Guiccioli — demselben Bild,

das Treurenberg und Lozoncyi noch vor kurzem so unbarmherzig bespöttelt haben.

„Wie war's, wo habt ihr einander kennen gelernt?“ dringt noch einmal die Großmutter in die beiden.

Erika stockt — weiß, von einer ihr selber kaum erklärlichen plötzlichen Verlegenheit befangen, nicht, bei welchem Zipfel sie ihre Erzählung anfangen soll. Lozoncyi hilft ihr. Sein Bericht ist ein kleines Meisterwerk von Grazie, Rührung und Humor — alles erzählt er: wie ihm der Ritter — er charakterisiert seine Persönlichkeit mit drei Worten — mit einem Almosen von zwei Kreuzern die Thür gewiesen hat, seine entrüstete Verzweiflung, seinen Hunger, die plötzliche Erscheinung des kleinen Mädchens; er beschreibt ihr süßes Gesichtchen, ihr verwaschenes Kleid, ihre langen, schlanken, in roten Strümpfen steckenden Beinchen, den mit roten Astern verzierten Viktualienkorb; er beschreibt die Landschaft, den kleinen Bach, der verschämt unter der großen Brücke weiterkriecht — einer Brücke, die zu ihm

paßt (so behauptet Lozoncyi) wie das Grabmal der Metella zu einem toten Hund; jedes Wort der kleinen Fee erzählt er, und auch, wie sie ihm zuletzt die fünf Silbergulden in die Tasche gesteckt und ihm dabei versichert habe, sie wisse, wie schrecklich es sei, kein Geld zu haben.

Die alte Frau und Treurenberg lachen — Erika horcht gespannt, unruhig, gerührt. Etwas fehlt in dem Bericht. Ja, trotz aller genauen Aufzählung der Einzelheiten fehlt etwas. Behält er sich's für den Schluß, oder findet er es nötig, dieses Detail zu unterschlagen? In der That. Erika ist wütend über seine Diskretion, darüber, daß er selbe für nötig hält! Als er geendet, sagt sie ruhig: „Eine Kleinigkeit haben Sie vergessen, Herr von Lozoncyi, Sie hatten sich ein Honorar ausgemacht ...“ Sie stockt, rafft sich wieder auf, und sich im Kreise umsehend, fährt sie fort: „Ich mußte Herrn von Lozoncyi versprechen, ihm einen Kuß zu geben für mein Bild.“

„Und darf man fragen, ob Sie Wort gehalten haben, Gräfin?“ lacht Graf Treurenberg.

„Ja!“ sagt Erika schroff.

„Das ist reizend!“ ruft Graf Treurenberg, „und … entre nous soit dit, ich hätt's Ihnen nicht zugetraut, Gräfin! Sie können sich was einbilden, Lozoncyi!“

Erika ist sehr verlegen; fast hätte sie Lust, ihren Wahrheitstrieb — ihre Wahrheitsprotzigkeit nennt sie's jetzt — zu verwünschen. Da neigt sich Lozoncyi ein klein wenig zu ihr nieder. „Was für ein finsteres Gesicht!“ sagt er mit einem sehr gutmütigen Lächeln. „Ach, Gräfin, sollte es Ihnen jetzt leid thun, daß Sie mir als neunjähriges Baby das liebe Almosen gespendet? Wenn sie wüßten, wie oft mich die Erinnerung an Ihre kindische Zuthunlichkeit ermutigt und gestärkt, Sie würden sich Ihrer nachträglichen geizigen Anwandlungen schämen!“

Taktvoller und liebenswürdiger hat man die Sachlage nicht zurechtrücken können, und Erika fängt an zu lachen und gesteht, daß sie ein wenig thöricht gewesen ist, was ihr die Großmutter, sie lustig auf die Wange klopfend, be-

stätigt. Die alte Frau ist entzückt von dem kleinen Geschichtchen; die Rolle, welche der Strachinsky darin spielt, trägt dazu bei, es für sie zu würzen.

Sie haben jetzt die etwas muffige und feucht riechende Bibliothek verlassen und sind hinausgetreten in den Säulengang, der sich um das wie ein Garten bepflanzte innere Höfchen des Klosters herumzieht. Ein Duft von frisch erblühten Rosen und feuchter Erde durchspielt die Luft, aus der Klosterküche strömt ein Geruch von gebranntem Kaffee. Graf Treurenberg freut sich der Gelegenheit, sein kahles Haupt mit seinem melonenförmigen grauen englischen Filzhut bedecken zu können, und macht eine unwirsche Bemerkung über die abendländische Unsitte, die es einem Herrn so oft vorschreibt, sich den Kopf erkälten zu müssen. Er geht mit der Großmutter voraus, Erika und Lozoncyi folgen. Die beiden alten Leute schwatzen unaufhörlich, die beiden jungen sagen lange kein Wort.

Lozoncyi ist der erste, welcher endlich das

Schweigen unterbricht. „Seltsam, daß uns der Zufall nun doch zusammengeführt hat,“ sagt er.

Sie räuspert sich, nimmt einen Anlauf zu reden und bleibt stumm.

„Sie sagten, Gräfin …?“ fragt er lächelnd.

„Ich sagte gar nichts!“

„Dann dachten Sie etwas!“

„In der That — ich — nun, ich dachte — seltsam sei eigentlich nur, daß Sie es dem Zufall überlassen haben, uns zusammenzuführen!“ Die Worte könnten eigentlich sehr liebenswürdig klingen, aber sie klingen nicht liebenswürdig; eiskalt und etwas gezwungen fallen sie von Erikas Lippen.

„Glauben Sie etwa, daß ich nie einen Versuch gemacht habe, Sie wiederzufinden, Gräfin?“ fragt er.

„Ich denke, wenn Sie ernstlich den Wunsch gehabt hätten, mich zu finden, hätte es Ihnen bei den Anhaltspunkten, die Ihnen zu Gebote standen, nicht schwer fallen sollen,“ erwidert sie.

Einen Augenblick schweigt er, dann beginnt

er von neuem: „Sie haben recht und thun mir unrecht — beides. Als ich erfahren, daß aus meinem lieben, dürftig gekleideten Prinzeßchen eine wirkliche große Dame geworden war, da hab ich freilich keinen Versuch mehr gemacht, mich ihr zu nähern. Früher aber — Interessiert Sie die Geschichte meiner mißglückten Pilgerfahrt?“

„Gewiß — lebhaft!“

„Nun — volle acht Jahre waren seit unserem kindischen Zwiegespräch verstrichen. Ich hatte meine ersten eigenen paar hundert Mark in der Tasche, ich kaufte mir einen neuen Anzug — ja, lächeln Sie nur — einen neuen Anzug, der mir ausnehmend gefiel, und fuhr nach Böhmen. Ich fand das Dorf, den Bach und die Brücke — auch das Schloß fand ich; aber von denen, die darin gewohnt, war keiner übrig geblieben, nicht einmal der liebenswürdige Herr von Strachinsky, und von meiner kleinen Prinzessin wußte niemand etwas. Ich war sehr traurig, so traurig, wie sich's für einen Bur-

schen von dreiundzwanzig Jahren gar nicht schickt.“

Er schwieg.

„Nun, und das war das Ende aller Ihrer Anstrengungen?“ ruft jetzt die alte Gräfin, welche mit ihrem Luchsohr das Gespräch belauscht hat und sich lachend umwendet. „Da haben Sie sich keiner großen Zähigkeit zu berühmen.“

„Als ich, von einem Regenguß überrascht, in der Pfarrei des nächsten Orts einen Unterschlupf suchte,“ fuhr er fort, „fragte ich natürlich den Pfarrer, der mich sehr freundlich aufnahm, nach meiner entschwundenen kleinen Freundin. Der Pfarrer wußte etwas mehr, als die anderen gewußt hatten. Er teilte mir mit, daß eines schönen Tages jemand aus Berlin gekommen sei, um die kleine Rika zu holen; daß diese jetzt eine junge Dame geworden sei, die auf den Höhen des Lebens stehe ...“

„Und dann ...?“ drang die alte Frau in ihn.

„Ich forschte nicht weiter,“ sagte er, „die

Brücke zwischen meiner Lebenssphäre und der meiner Prinzessin war abgebrochen — ich kehrte ruhig nach München zurück. Ich war sehr traurig — mir war's, als ob man mir plötzlich das schönste Ziel in meiner Zukunft niedergerissen hätte."

„O!" ruft die alte Frau, „also sentimental können Sie auch sein? Sie sind in der That vielseitig!"

„Es war meine erste Manier — ich habe sie seither verändert," giebt er zurück.

Dann verwickelt Graf Treurenberg die alte Gräfin in ein äußerst interessantes Gespräch über den neuesten venetianischen Skandal.

„Sie begreifen nun, wie es kam, daß ich nichts mehr von mir hören ließ, Gräfin," sagt Lozoncyi zu Erika.

Diese aber schüttelt den Kopf. „Ich begreife gar nicht ..." erwidert sie ihm. „Ich finde es unglaublich thöricht, daß Sie mich gerade aus diesem Grund nicht aufgesucht haben!"

„Die Erika hat recht!" ruft die Großmutter

wieder über ihre Schulter hinüber mitten aus einer hoch interessanten Anekdote über die jüngste Verlegenheit des Don Carlos heraus. „Ihr Wegbleiben beweist nur, daß Sie uns für sehr große Gänse gehalten haben müssen, die Erika und mich dazu, sonst hätten Sie ganz unbefangen auf eine freundliche Aufnahme gerechnet.“

„Mein Wegbleiben beweist nur, daß ich damals ein vom Schicksal etwas verprügelter junger Hund war,“ versichert Lozoncyi. „Jetzt zweifle ich nicht mehr daran, daß ich gewiß von beiden Damen gnädig empfangen worden wäre — aber geführt hätte es zu nicht viel. Sie wären meiner doch bald überdrüssig geworden. Ein sehr junger Künstler taugt nichts in einem Salon, er ist immer bocksteif oder burschikos — ein Kalb in einem Blumengarten: entweder bleibt's mit starren Beinen mitten in den Sandwegen stehen oder es zertrampelt die Blumenbeete. Ich war nicht besser als die anderen.“

„Es fällt mir einigermaßen schwer zu glauben,“ sagt die Großmutter gutmütig immer über

ihre Schulter hinüber; dann sich zu Treurenberg wendend: „Aber erzählen Sie nur weiter, Graf. Also Don Carlos ...“

„Nichts erzähl ich Ihnen mehr!“ ruft Graf Treurenberg entrüstet. „Ich hab es gerade genug — immer an dem spannendsten Punkt meiner Geschichte wenden Sie sich um und horchen auf das, was Lozoncyi mit Ihrer schönen Enkelin verhandelt! Das ist zu arg!“

„Gönnen Sie mir auch etwas,“ entgegnet Lozoncyi mit seinem hübschen einnehmenden Lächeln dem alten Herrn. „Every dog has his day — und ich versichere Ihnen, daß mein ‚day‘ kurz sein wird!“

„Ach was, es ist immer dieselbe Geschichte! Wenn Lozoncyi einmal in der Nähe ist, so kann man der Aufmerksamkeit keiner Dame mehr habhaft werden!“ ruft Treurenberg halb im Scherz, aber mit unleugbar thatsächlichem Verdruß.

„Graf Treurenberg hat eine sehr geschickte Art, mich meiner Umgebung unangenehm zu machen,“ murmelt Lozoncyi mißmutig.

„Ach was, ich höre nicht auf ihn — dergleichen ist mir ganz gleichgültig!“ versichert die alte Gräfin. „Ich möchte lieber wissen, ob Sie die Erika sofort vergessen haben, als Sie in Erfahrung brachten, daß ...“

„Sie eine große Dame sei,“ fällt ihr Lozoncyi ins Wort. „O nein! Daraufhin packte ich meine sieben Sachen zusammen und reiste nach Rom.“

„Hm! ... und dort ... Dort vergaßen Sie endlich die kleine Erika.“

„Dort erwischte mich das römische Fieber,“ sagt er langsam, indem sein Gesicht einen gequälten und finsteren Ausdruck annimmt. Er hebt den Kopf, um nach Erika zu sehen, aber Erika befindet sich nicht mehr neben ihm. Sie ist hinter ihm zurückgeblieben, er sieht sie jetzt an der anderen Seite des rosendurchblühten Höfchens, in dem die Schmetterlinge sich tändelnd in einem langen goldenen Nachmittagssonnenstrahl, der von weiß Gott woher hereingebrochen ist, baden. Aus einer eifrigen Kon-

versation mit einem hohen, stattlichen Mönch heraus ruft sie zu den anderen hinüber: „Hat niemand Lust, sich den Baum anzusehen, in dessen Schatten Lord Byron zu dichten pflegte!“

Ob irgend jemand besondere Lust hat, mag dahin gestellt bleiben, aber sie folgen ihr alle. Zwischen graugrünen Frühlingsbüschen, in deren Mitte eine Schar von Neophyten voll gärenden jungen Lebens schreiend und lachend ein Bienenhaus zusammenzimmert, wandeln sie einher bis an den äußersten Uferrand der Insel. Mit großem Stolz zeigt ihnen der alte Mönch den Tisch, auf dessen Platte, wie er behauptet, so oft die Dichterhand Lord Byrons geruht.

Seine Gastfreundschaft gipfelt schließlich darin, daß er ihnen duftigen schwarzen Kaffee präsentieren läßt, worauf er sich entfernt.

Sie sitzen dann alle vier gemütlich unter dem weltberühmten Baum, an dessen grauem Gezweig die ersten grünen Blätter aus den braunen und weißlichgelben Knospenhülsen herauskriechen, und trinken den dicken, undurch-

sichtigen Kaffee, der fast wie Schokolade schmeckt, an dem sehr primitiven Tisch, an welchem Lord Byron seine Meisterwerke geschrieben haben soll. Lozoncyi äußert seine bescheidenen Zweifel an der Identität des Tisches, Graf Treurenberg erzählt in aller Eile noch eine schlüpfrige Anekdote und Erika runzelt die Stirn dazu und sieht zwischen dem graugrünen Geäst des Baumes stumm zu dem langsam verblassenden blauen Himmel empor. Der Mönch hat sich entfernt; in das nahe Wellengeplätscher hinein (der historische Tisch steht knapp am Uferrand der Insel) tönt das Jauchzen und Schreien der von Jugend und Frühlingsduft trunkenen Neophyten.

Plötzlich hört man eine affektierte Frauenstimme ausrufen: „Enfin le voilà!“

Sie blicken auf, sehen zwei Damen, — die eine ist niemand anderer als Frau von Geroldstein, geziert und nach guter Gesellschaft ausspähend wie gewöhnlich; die zweite auffallend gekleidet, geschminkt und sehr hübsch. Die Geroldstein begrüßt sofort enthusiastisch ihre lieben Be-

kannten aus Berlin und stellt ihnen ihre Begleiterin als Fürstin Gregoriewitsch vor.

Die alte Gräfin nimmt ihre zudringlichen Liebenswürdigkeiten sehr kühl entgegen. Sie hat sich erhoben. „Lassen Sie sich durchaus nicht abhalten," wendet sie sich, einen etwas trockeneren Ton anschlagend, dem Künstler zu, „es ist schon spät, und wir verlassen ohnehin bereits die Insel. Adieu! es wird mich sehr freuen, wenn Sie einmal Zeit finden, uns zu besuchen."

Von Graf Treurenberg begleitet, schreiten jetzt Großmutter und Enkelin ihrer Gondel zu Lozoncyi ist bei seinen beiden Verehrerinnen zurückgeblieben.

Das Jauchzen der Neophyten ist verstummt, ein feierliches Glockenläuten durchschwirrt die Insel.

Im Vorübergehen werfen sie einen Blick in die Kirche. Die Flämmchen der Kerzen auf dem Altar schimmern dumpfrot in das Halbdunkel des Gotteshauses hinein — mit gesenktem Haupt, lange Schatten werfend, knien die Mönche am Boden.

„Wer war denn diese furiose Fürstin?“ fragt kurz, ehe sie ihre Gondel erreicht haben, in etwas wegwerfendem Ton die Gräfin Lenzdorff.

„Ach, irgend eine von den zweitausend Verehrerinnen Lozoncyis — sie bewohnt ein großes Palais am Zattere und empfängt sehr viel,“ erwidert Graf Treurenberg. „Schöne Person, aber dumm wie ein Bund Stroh. Lozoncyi kommt's nicht immer darauf an, er hängt jeden Tag an einem anderen Schürzenband.“

* *
*

Die Table d'hote ist längst vorüber, die Tafel schon vorbereitet für den nächsten Tag. Von durchsichtigen Schatten umdämmert, streckt sie sich durch den langen Saal, als sei für ein mitternächtiges Gespenstermahl gedeckt. Ein paar sperrige Topfpflanzen ragen zwischen den langen Reihen von Gläsern und Tellern empor, die dunkelvioletten Einbände der Weinkarten heben sich finster ab gegen die endlose weiße Tischfläche.

Die Rheinsbergs sind seit ein paar Tagen verschwunden, das Trio befindet sich auf einem Ausflug durch verschiedene kleine Städte: Vicenza, Padua, Verona. Die Lenzdorffs dinieren wieder in der für sie erhellten Lichtinsel am Anfang des Saales allein in dem verödeten Speisesaal.

Ungewöhnlich spät sind sie heute eingetroffen. Nach ihrer Heimkehr von dem armenischen Kloster haben sie noch beide Toilette gemacht, ehe sie zu Tisch heruntergekommen sind. Auf das inständige Bitten der alten Gräfin hat Erika sich schließlich bereit erklärt, heute abend in die Welt zu gehen, das heißt der Gräfin Mühlberg, welche seit einiger Zeit von ihrem Mann gerichtlich geschieden, bescheiden und anständig in Venedig lebt und alle Mittwoch ein paar Menschen bei sich empfängt, einen Besuch zu machen. Die alte Gräfin ist ungewöhnlich heiter, Erika fast stumm.

Der unvergleichliche Oberkellner Fritz hat ihnen zuliebe die in den Garten hinausführende

Glasthür des Speisesaals geöffnet. Ein lauer, feuchter Hauch spielt zu ihnen herein, bringt ihnen den Duft der vom Frühlingsfieber neu belebten Erde in dem Gärtlein draußen — dazu einen Geruch von Teer, nassen Steinen und den unlauteren Sumpfgeruch der Lagune, welcher, matt und abgeschwächt, dennoch deutlich sich wie ein faules Gespenst durch alle poetische Schönheit Venedigs hindurchzieht. Man hört das leise Lecken und Plätschern der Wellen um die Stufen der alten Paläste herum, das Knarren der an ihren Pfählen festgebundenen Gondeln, ein paar eintönige Ruderschläge und, aus weiter Ferne herüber klingend, wie ein geisterhaftes Echo das Lied der Nachtsänger von Venedig.

Jetzt haben die beiden Damen ihre Mahlzeit beendet. Gräfin Lenzdorff, welche zu träge ist, um sich von dem Lift in ihre Wohnung hinaufleiern zu lassen, und die momentan keine Lust hat, den von Engländerinnen überfluteten Lesesalon zu betreten, hat ihren Freund Fritz dazu

veranlaßt, ihr Tinte und Briefpapier herein-
zubringen, damit sie in aller Eile einen soeben
eingelaufenen Zettel beantworten kann.

Erika ist indessen hinausgetreten in den Gar-
ten. Den Kopf bloß, einen pelzbesetzten weichen
Umwurf nur lose um die Schultern gelegt, geht
sie über die grobkörnigen Kieswege dahin an
den Monatsrosen vorbei, die fast den ganzen
Winter hindurch nicht aufgehört haben zu blü-
hen — vorbei an den hohen Rosenbäumchen, in
denen sich das langverhaltene Leben zu regen
beginnt. Von Zeit zu Zeit wendet sie den
Kopf, dem fernen Lied lauschend, das nicht
näher kommen will. Hoch über ihr wölbt sich
der Himmel, nicht mehr blaß, wie sie ihn heute
zwischen den grauen Zweigen des historischen
Baumes gesehen hat, sondern tief dunkelblau,
mit zahllosen Sternen besäet.

Zwei-, dreimal ist sie in dem Garten auf
und nieder gegangen bis zu der Brustwehr des
Gärtleins gegen den Großen Kanal zu. Als
sie das vierte Mal zu der Thür zurückkehrt,

hört sie im Speisesaal reden. Die Großmutter ist nicht mehr allein; neben dem Tischchen, an welchem sie kürzlich gesessen hat und jetzt schreibt, steht Graf Treurenberg.

Er reibt sich seine mageren, von der Gicht leider bereits mitgenommenen Hände und spricht: „Schade um ihn, er ist ein so durch und durch anständiger Mensch mit Männern, aber die Weiber verderben ihn, und er ist momentan die Coqueluche von allen kunstsinnigen Damen in Venedig.“

Erika zuckt zusammen. Früher hatte sie die Absicht, ohne weitere Notiz von dem Geplauder des alten Kavaliers zu nehmen, ihre Wanderung fortzusetzen. Jetzt aber bleibt sie stehen, streckt den Kopf vor und horcht.

„So — hm! — Wundern thut's mich nicht,“ erwidert gleichmütig die Großmutter, und Treurenberg fährt fort: „Ein Teufelskerl ist er; bei all seiner Empfindelei hat er noch gerade die Dosis Cynismus und ehrlicher Weiberverachtung in sich, die nötig ist, um einen Mann

dem schwachen Geschlecht gegenüber ganz unwiderstehlich zu machen."

„Sie sind höflich, Graf!" ruft Erika etwas gereizt in den Speisesaal hinein.

Er blickt auf; dort in der Thür steht sie in einem schwarzen Spitzenkleid, der pelzbesetzte Umwurf gleitet ihr halb von der Schulter herab, so daß man das fast grünliche Weiß ihres Nackens und ihrer Arme sieht; sie stützt sich mit der linken Hand an das Holz der Thür und dreht den Kopf nach rechts den beiden Plaudernden zu.

Wie oft wird sie die Großmutter noch so vor sich sehen — den ganzen poetischen, jungfräulichen Liebreiz ihrer Gestalt gegen den schwülen Frühlingshintergrund.

Der alte Treurenberg, welcher sich indessen neben die Gräfin gesetzt hat, springt auf — er verzehrt das junge Mädchen mit einem bewundernden Blick, verbeugt sich und fragt schließlich: „Warum bin ich unhöflich? Selbst wenn ich vor Ihnen etwas Anzügliches über das schwache

Geschlecht im allgemeinen sage! Das kann Sie doch nicht touchieren. Wenn ich von dem schwachen Geschlecht im allgemeinen spreche, denke ich nie an Sie, Sie sind exceptionell."

„Wir sind beide längst gründlich davon überzeugt — nicht wahr, Erika?" meint die Großmutter, ihrer Enkelin zulachend.

„Aber warum diese Herrlichkeit, Gräfin Erika?" fragt Treurenberg, auf ein anderes Gesprächsthema übergehend. „Es ist das erste Mal, daß ich das Vergnügen habe, Sie in großer Toilette zu sehen."

„Erika will mir zu Gefallen endlich anfangen, ein bißchen auszugehen," erklärt die Großmutter. „Ich sagte ihr nämlich, dank ihrer Leidenschaft, sich vor der Welt zu verstecken, würde sich nächstens das Gerücht verbreiten, daß sie geisteskrank sei oder an einem Liebeskummer leide. Da ihr dies nicht wünschenswert erscheint, so hat sie sich herbeigelassen, mich zur Gräfin Mühlberg zu begleiten."

„Zu Konstanze Mühlberg wäre ich auf jeden

Fall gegangen, nur hätte ich mir nicht gerade ihren Empfangstag ausgesucht," erklärt Erika, indem sie jetzt neben ihrer Großmutter Platz nimmt, wobei sie ihre beiden weißen Ellenbogen auf den Tisch und ihr Kinn auf die gefalteten Hände stützt.

Der alte Schönheitskenner kann sich heute nicht satt sehen an ihr. „Wenn man so für die Welt geschaffen ist wie Sie, Gräfin Erika, so hat man kein Recht, sich der Welt zu mißgönnen!" ruft er aus.

Sie erwidert nichts, und die Großmutter fragt ihn: „Sieht man Sie bei der Mühlberg, Graf?"

„Heute nicht — muß heute in das Rambouillet von Venedig."

„Ach, zu der Neerwinden!"

„Ja, warum kommen Sie nie hin, meine Damen?" fragt der alte Herr.

„Aufrichtig gesagt, hatte ich anfangs keine Ahnung, daß man hingehen könne," erwidert lachend die Gräfin.

„Weshalb? — wegen des Renommees der

Hausfrau ...? Ich bitte Sie, in Venedig sind alle Ruinen in der Mode. Sie thun sehr unrecht, dem Salon Neerwinden fern zu bleiben. Er ist eine kulturhistorische Merkwürdigkeit und mir für meinen Teil bedeutend interessanter als der Dogenpalast."

„Aber selbst wenn ich die Neerwinden aufsuchte, die Kleine kann ich doch nicht mitnehmen!" ruft immer noch lachend die alte Dame.

„Warum nicht? Ein solcher Pestherd von moralischen Infektionskrankheiten, wie Sie's anzunehmen scheinen, ist der Salon Neerwinden keineswegs. Und dann, Gräfin Erika wird durch nichts verdorben" — er schiebt die Achseln in die Höhe — „die ist gefeit!"

In diesem Moment tritt ein vierschrötiges, graubärtiges Individuum in den Salon, geziert und plump und sehr damit beschäftigt, ein Monocle, das nicht sitzen will, in seine rechte Augenhöhle hineinzuklemmen. Ein Wiener Banquier ist's, Schmidt — er schreibt sich Schmytt — von Werdenthal. Sich mit affektiertem sans

gêne vor den Damen verbeugend, schiebt er sich an Treurenberg heran. „Störe ich, Hans?“ fragt er.

„Sie stören mich immer.“

Der Banquier lächelt über den guten Witz. So schwerfällig er sonst sein mag, legt er doch eine merkwürdige Behendigkeit an den Tag, wenn es gilt, sich über eine Grobheit hinwegzusetzen.

„Sie, Hans,“ beginnt er von neuem mit jenem gedehnten Näseln, das nur ein in die Aristokratie verschlagener österreichischer Parvenu sich mit gleicher Virtuosität anzueignen weiß, „wir wollten ja erst zur Gregoriewitsch, und wenn wir so lange tröbeln, kommen wir zu spät.“

„Hol Sie der und jener!“ murmelt Graf Treurenberg, erhebt sich übrigens dennoch, um Schmytt zu folgen. Zum Abschied küßt er noch beiden Damen die Fingerspitzen. „Gräfin Erika,“ sagt er vielsagend und mit einem letzten bewundernden Blick auf das junge Mädchen, dann zu der Großmutter sich wendend: „Wenn ich um dreißig Jahr jünger wär — hm! Hätte mir

nicht viel genützt, meinen Sie, Gräfin — wer weiß! Ich bin gescheiter, als ich aussehe! Wenn mich nicht alles täuscht, ist's der Gräfin Erika sehr darum zu thun, alle Sünder zu bekehren — und ich hätte mich so schön bekehren lassen, dem herrlichen Lohn zuliebe! Aber thun Sie's mir zu Gefallen, geben Sie eine Karte ab bei der Neerwinden, Sie werden's nicht bereuen. Man amüsiert sich nirgends so gut wie bei ihr, und wenn Sie Lust haben, Lozoncyi in voller Glorie Süßholz raspeln zu sehen ...“

„Aber Hans — die Fürstin wartet!“ mahnt Schmytt.

„Ich komm schon!“ Graf Treurenberg verschwindet — lächelnd blickt ihm die alte Gräfin nach.

„Ich kann mir nicht helfen, ich hab ein kleines Faible für den alten Sünder,“ sagt sie. „Er ist so typisch, der echte österreichische Kavalier — fin de siècle, witzig ohne tiefen Verstand, gutmütig ohne Herz, mit ritterlichem Standesgefühl bis in die Fingerspitzen, ohne eine einzige unan-

gekränkelte Standesüberzeugung. Wie du ihm heute in die Augen gestochen hast! Verübeln kann ich's ihm nicht. So sollte dich Lozoncyi sehen, was für ein herrliches Porträt er von dir malen würde! — Hm! weißt du, daß ich im Grunde genommen sehr große Lust hätte, die Neerwinden zu besuchen?"

„Um das Vergnügen zu haben, Herrn von Lozoncyi Süßholz raspeln zu sehen?" fragt Erika.

*　　*
*

Die Neugier siegte — den nächsten Tag gab die Gräfin Lenzdorff ihre Karte im Palazzo Lugani ab.

Die Baronin Neerwinden beantwortete die Karten der beiden Damen sofort mit einem Besuch und einem Einladungsbillet, in welchem unter anderem die Worte standen: „Meine liebe Freundin Minona von Rattenfels wird uns mit der Vorlesung ihres letzten, noch unveröffentlichten Werkes erfreuen, und dürfte sich infolgedessen

der Abend zu einem ziemlich genußreichen gestalten."

Zum großen Erstaunen der Großmutter zeigte sich Erika völlig bereit, sich einmal den Rummel bei der Baronin Neerwinden anzusehen. Konstanze Mühlberg hatte sich den Lenzdorffs angeschlossen.

Lachend, erwartungsvoll, als handle es sich darum, einen Maskenball zu besuchen, verfügten sie sich an dem Abend der Vorlesung in den Palazzo Lugani.

Das Gebotene blieb nicht weit hinter der Erwartung zurück — die Großmutter und Konstanze Mühlberg unterhielten sich königlich. Und Erika ...? Nun ...? Sie hatten sich verhältnismäßig früh eingefunden, das heißt um zehn Uhr. Die drei immensen Säle, in welchen die Neerwinden zu empfangen pflegte, waren noch fast leer.

Die Dame des Hauses saß bei ihrem Eintritt in dem letzten dieser drei Räume auf einem kleinen Diwan, unter einer Art Baldachin aus

alten Stoffen, und sehr effektvoll angethan in einem lose und großartig um sie drapierten Kleid von schwerem, silberdurchwirktem dunklem Brokat. Ihre noch immer schönen schwarzen Augen waren von langem, fast orientalischem Schnitt, ihre Züge nicht unedel, aber hart und reizlos.

Sie begrüßte die Gräfin Lenzdorff, sofort an alte Jugenderinnerungen anknüpfend, mit ostentativer Herzlichkeit und die beiden jüngeren Damen sehr gnädig. Nach einigen nichtssagenden einleitenden Phrasen begann sie von einer gerade schwebenden Tagesfrage zu reden, worauf sie, auf interessantere Dinge übergehend, in der überzeugendsten Art die Schicksale der Erdkugel und der umliegenden Gestirne zurecht zu schneiden begann.

Soeben hatte sie ihren Zuhörerinnen anvertraut, daß sie sich heimlich mit der Verbesserung des elektrischen Leuchtsystems beschäftige und kürzlich mit der Ausarbeitung einer neuen Weltreligion fertig geworden sei, als ein plötzlicher starker Zustrom von Gästen und das immer mit

diesem Ereignis zusammenhängende Geräusch das Ende ihrer Phrase verwischte, weshalb es den drei Damen nicht recht klar wurde, ob sie den Katechismus der Weltreligion in Volapük verfaßt oder in Französisch, in welch letzterer Sprache sie sonst ihre geistigen Ergüsse aufzuzeichnen pflegte.

Erika mußte ihren Platz neben der Hausfrau einer Würdigeren überlassen und sich in das bunte Gewühl, welches jetzt durch die drei Säle zu wogen begann, mischen. Sie fand wenig Bekannte und machte die nicht ganz angenehme Entdeckung, daß sie außer ein paar rätselhafterweise hierher verschlagenen plattbrüstigen Engländerinnen das einzige anwesende junge Mädchen war. Wenn nicht Graf Treurenberg am Horizont erschienen wäre und sich verpflichtet gefühlt hätte, ihr in dieser neuen Welt den Fremdenführer zu machen, so wäre ihr das Treiben um sie herum gänzlich unverständlich gewesen. Mit seiner allezeit bereitwilligen Indiskretion lieferte er den Text zu dem Bild.

Das männliche Kontingent war der Zahl nach stärker, das weibliche unvergleichlich vornehmer. Dieses bestand zumeist aus sehr schönen, interessanten Frauen aus der besten Gesellschaft, die aber fast alle durch einen fatalen Zufall ihre Hoffähigkeit eingebüßt hatten; die meisten von ihnen waren geschieden, ohne daß man über die eigentlichen Scheidungsgründe je ins klare gekommen wäre.

Die streng orthodoxen venetianischen und österreichischen Familien mieden den Salon, aber nicht so sehr sittlicher Bedenken halber, als weil es ihnen unangenehm gewesen wäre, irgend einem deklassierten Landsmann dort zu begegnen, und nebenbei, weil sie diesen Salon als einen Herd von politischen und moralischen Umsturzideen betrachteten.

Darin hatten sie nicht völlig unrecht. Von dem sich fanatisch gegen jeden frischen Luftzug und die Erörterung unbequemer Dinge absperrenden Kapilawastusystem, über das sich die Gräfin Lenzdorff in der Berliner guten Gesell=

schaft beklagte, war hier nichts zu verspüren. Im Gegenteil blies es von allen Seiten recht frisch in die vornehme Ruine hinein, auch hatte jeder das Recht, noch so viele Fenster darin einzuschlagen, als ihm gerade gefiel. Es wurde über alles gesprochen, und in der heterogensten Weise. Infolgedessen war der Salon in seiner Art wirklich äußerst amüsant, und seine einzige langweilige Seite bestand darin, daß die Hausfrau, anstatt es den Gästen zu überlassen, sich auf beliebige Weise zu unterhalten, es für nötig fand, ihnen, wie Gräfin Brock in Berlin, jedesmal ein plat de résistance in Form irgend eines ausübenden Künstlers vorzusetzen, dessen Leistungen man herunterwürgen mußte, ob man Lust dazu hatte oder nicht.

An jenem Abend hieß das plat de résistance Fräulein Minona von Rattenfels, eine Schriftstellerin, die auf specielle Bitte der Dame des Hauses sich entschlossen hatte, ihr letztes noch ungedrucktes Werk aus dem Manuskript vorzulesen.

Mitten in die schärfsten Witze Graf Treurenbergs hinein erging an die Gäste die Aufforderung, sich in den größten der drei Empfangsräume, den „Saal“ par excellence, zu verfügen.

Graf Treurenberg reichte Erika den Arm. „Ah!“ machte er, indem er die Aufmerksamkeit des jungen Mädchens mit einem komischen Seitenblick auf die Schriftstellerin lenkte.

Diese saß bereits, das Manuskript vor sich ausgebreitet, hinter einem spindelfüßigen Empiretischchen verschanzt, das obligate Glas Wasser neben sich.

Etwa fünfzig Jahre alt, war sie grobknochig, fett und sehr stark gefärbt, dabei angethan mit einem schwarz durchschimmerten roten Seidenkleid, in dem sie aussah wie ein nicht ganz gar gekochter Hummer, und mit sehr vielen Schnüren von falschen Goldmünzen im Haar und um den Hals.

Ehe die Produktion begann, wurde das elektrische Licht herabgedreht, worauf ein paar rosa Wachskerzen auf dem Tisch der Vorleserin die

ganze Beleuchtung ausmachten. Der litterarische Vortrag wurde durch eine musikalische Einleitung geweiht, welche der gerade in Venedig weilende Pianist Harold Perfection übernommen hatte.

Er spielte eine Paraphrase von Siegmund und Sieglindes Liebesduett, aus der er langsam in das Motiv von Isoldes Liebestod hinüberschmachtete, was natürlich die Empfänglichkeit des Publikums für den ihm bevorstehenden Genuß nicht wenig erhöhte. Der letzte Ton verklang — Minona von Rattenfels räusperte sich.

„Gräber!“ schrie sie mit dumpfer, sehr tiefer Stimme in das Publikum hinein. Das war nämlich der gemütliche Titel, unter welchem sie ihren neuesten Cyklus von Liebesliedern zusammenfaßte.

Damit begann die Vorlesung.

Der Cyklus zerfiel in zwei Abteilungen: Liebesleben und Liebestod. In der ersten war sehr viel von Tautropfen und Morgenlicht die Rede, in der zweiten ebensoviel von Würmern und welken Blüten — in beiden aber von so

viel wütender Leidenschaft, daß man der Hausfrau dankbar sein mußte für ihr Bayreuthsches Verdunklungssystem des Zuschauerraumes, sintemalen dasselbe das Erröten einiger zartfühlender Damen bemäntelte, ebenso wie die spöttischen Grimassen des ganzen übrigen Publikums.

Natürlich war die Vortragsweise Minonas äußerst dramatisch. Sie schrie, bis ihr die Stimme versagte, verdrehte die Augen, bis sie dermaßen schielte, daß Graf Treurenberg allen Ernstes mit Erika wettete, ihr linkes Auge sei aus Glas. Sie wetteten um die gesamten Werke Minonas.

In den meisten ihrer Gedichte haderte Minona mit dem Geliebten, der sich als kalt, stumpf oder gar treulos erwies. Von Zeit zu Zeit aber „vertaumelte“ sie „in den seligen Oasen ihrer Liebeswüste“ unvergeßliche Stunden.

Dann wurde sie unsagbar grotesk — aus einem halbverständlichen Gemurmel klang nur immer noch das Wörtchen: Li—i—ie—be!

Plötzlich hörte man mitten in dieses abson-

derliche Spektakel ein paar stählerne Stricknadeln flink und gemütlich vor sich hin klappern.

Bald darauf war der Vortrag beendet.

— — — — — — — — — — — — —

Neues Licht durchflutete den Saal. Lautloses Schweigen herrschte, nur die Stricknadeln trieben noch immer ihr emsig klapperndes Wesen. Erika sah sich um, wo das Geräusch herkäme, und erblickte eine ältere Dame mit anständig über die Schläfen gekämmten grauen Scheiteln, klugem, etwas viereckigem, fast männlichem Gesicht, sehr gerader Haltung und sympathisch altmodischem Anzug. Sie hatte die stark gezeichneten Brauen in die Stirn gezogen und gab durch ihren Gesichtsausdruck ihre außerordentliche Mißbilligung des Vortrags deutlich kund. Inmitten dieser überhitzten Atmosphäre machte sie den erfrischenden Eindruck eines reinlichen Eisblocks.

„Wer ist denn das?“ fragte Erika die kleine Gräfin Mühlberg, die sich soeben ihr zugesellt.

„Fräulein Agathe von Horn,“ antwortete die Mühlberg. „Soll ich Sie vorstellen?“

Erika dankte bejahend. Die Gräfin führte sie zu der in Rede stehenden Dame, die mit drei sehr jungen, schüchternen Künstlern, noch immer eifrig strickend, auf einem Kanapee saß, auf das eine Fächerpalme ihren Schatten warf.

Die kleine Gräfin stellte Erika vor, die Künstler erhoben sich und die beiden Damen nahmen neben Fräulein von Horn Platz.

Das Fräulein seufzte — und die Konversation war eingeleitet.

„Wenn ich nicht irre, sind Sie eine gute Freundin der begabten Dame, welcher wir heute so große Genüsse verdanken,“ sagte Konstanze Mühlberg.

„Wir reisen miteinander, weil es billiger kommt,“ erwiderte phlegmatisch Fräulein von Horn; „aber wie bei gewissen Ehepaaren ist alles bei uns getrennt außer der Kasse.“

„So,“ meinte die kleine Gräfin, „das ist mir sehr erfreulich, da können wir also ungeniert unsere Ansichten über die Dichterin austauschen.“

„Ganz ungeniert,“ versicherte Fräulein von Horn.

Indem trat Graf Treurenberg zu den Damen, mit einem von lustiger Bosheit ganz schief gezogenen Gesicht, und teilte ihnen mit, er sei soeben bei der Minona gewesen, um ihr zu ihrem großartigen Erfolg zu gratulieren.

„Was haben Sie ihr denn gesagt?“ rief beinahe entrüstet das wahrheitsliebende Fräulein Agathe.

„‚Ich begrüße die moderne Sappho in Ihnen!‘ habe ich gesagt,“ erklärte der Graf.

„Und sie hat geantwortet?“ frug Konstanze Mühlberg.

Der Graf fächelte sich schmachtend mit seinem Claque und lispelte: „Ah oui Sappho — c'est bien Sappho, toujours la même histoire nach mehr als zweitausend Jahren!“

„Diese arme Minona! — wenn man bedenkt, daß sie das alles aus dem Stegreif erfindet,“ bemerkte mit ironischem Mitleid Fräulein Agathe. „Wirkliche Erfahrung hat sie nicht mehr als … nun, als ich!“

„Still, nicht zu laut,“ flüsterte lachend Kon=

stanze, „sie würde es Ihnen nie verzeihen, daß Sie uns dies verraten haben.“

„Ich kenne sie von klein auf,“ fuhr Fräulein von Horn gelassen fort. „Sie unterhielt einmal ein Liebesverhältnis in Briefen mit dem Hauslehrer ihrer Brüder, und seither spielt sie die Partie mit dem Strohmann.“

Die trockene Art, mit der sie das sagte, war an und für sich so unvergleichlich komisch, daß sowohl die beiden Damen als Graf Treurenberg in lautes Lachen ausbrachen.

Dann erzählte der Graf etwas Humoristisches über die Fürstin Gregoriewitsch und etwas Erstaunliches über die Freundschaft der prüden Frau von Geroldstein mit dieser berüchtigten Schönheit.

„Der Streberstein ist jede Fürstin recht,“ sagte Gräfin Mühlberg. „Es ist merkwürdig, wie sich diese Art Damen trotz alles socialen Ehrgeizes eigentlich nie auf die feineren socialen Schattierungen verstehen — ebensowenig, als sie den Wert einer Celebrität abzuschätzen wissen; aber was mich noch komischer dünkt, das ist, daß die

prüdesten venetianischen und englischen Damen zu dieser serbischen oder montenegrinischen Fürstin hinlaufen."

„Das hat seine Gründe — die laufen alle hin aus Eifersucht, um ihre Männer zu beobachten, denen sie's schließlich nicht verbieten können, die in Rede stehende Odaliske zu besuchen," meinte Graf Treurenberg.

Da bemerkte er, daß sich im entgegengesetzten Ende des Saales die Stimmung bedeutend belebt hatte. Inmitten eines großen Kreises von Zuhörern stand ein schwarzbärtiges Individuum mit einem Mephistophelesgesicht und auffallend prätentiösen Lackstiefeln und hielt einen Vortrag über irgend etwas.

„Wer ist denn das?" fragte Konstanze Mühlberg.

„Ja, ich kenn den Kerl nicht," rief Graf Treurenberg, „not in my line!"

„Ein Schriftsteller aus Wien," erklärte Fräulein von Horn. „Erst eingeladen worden, um einen Artikel über die Minona zu schreiben."

„Über was predigt er denn?“ fragte der Graf.

Gräfin Mühlberg streckte ihr feines Köpfchen vor: „Über die Liebe!“ rief sie.

„So!“ — Graf Treurenberg sprang pfeilgerade aus seinem Sessel heraus — „über die Liebe — da muß ich dabei sein.“ Und sich mutwillig mit der Zungenspitze über die Lippen fahrend, gesellte er sich der Gemeinde des schwarzbärtigen Propheten zu. Kurz darauf folgte Gräfin Mühlberg seinem Beispiel.

Erika blieb mit Fräulein von Horn auf dem Kanapee unter der Palme allein. Bis zu ihr herüber tönte die Stimme des Propheten anspruchsvoll, gedehnt: „Liebe ist die instinktive Erkenntnis eines Wesens, daß es mit einem bestimmten Wesen anderen Geschlechts ein Paar bilden müsse!“

Fräulein von Horn kraute sich mit einer ihrer langen Stricknadeln in den glatten grauen Scheiteln. „Ich kenne diese Definition der Liebe, sie ist von Max Nordau,“ sagte sie gleichmütig,

und kurz darauf verließ sie ihren Platz neben Erika, um sich ihrer drei Schützlinge, der bereits erwähnten drei Künstler, anzunehmen.

Heute von Fräulein Agathe in den Salon Neerwinden neu eingeführt, saßen sie alle drei wie die frierenden Spatzen in einer Dachrinne auf einer rotbezogenen Bank zusammengekauert, verlegen, hungrig und offenbar weidlich erstaunt über die Aussprüche, die aus der Ferne zu ihnen herüberschwirrten, da. Fräulein von Horn führte sie ans Büffett. Erika blieb unter der Palme gottverlassen allein. Ein zorniger Mißmut bemächtigte sich ihrer. Noch nie hatte man ihr, wo sie auch immer erschienen sein mochte, so wenig gehuldigt wie heute hier. In diesem Salon spielte sie keine größere Rolle als Fräulein Agathe, ja kaum eine so große. Zum erstenmal kam ihr der Gedanke, daß es unter Umständen doch recht unbequem ist, nicht verheiratet zu sein.

Zugleich plagte sie uneingestandenermaßen eine große Enttäuschung; sie war nicht gekom-

men, um die Eigentümlichkeiten der Baronin Neerwinden zu studieren, und auch nicht, um sich an den grotesken Liebesklagen Minonas von Rattenfels zu ergötzen, sie war gekommen ... ja, weshalb war sie eigentlich gekommen?

Am anderen Ende des Salons gestaltete sich die Stimmung immer animierter. Man hörte Ahs und Ohs, kleine Ausrufe des Beifalls, des Entsetzens. Dazwischen erklang's: „Qu'est-ce qu'il dit, expliquez-moi donc!“ von Damen, die nicht deutsch verstanden und sich die gewichtigen Aussprüche Rosenbergs verdolmetschen ließen.

„Die einzige sittliche Verbindung ist die auf Wahlverwandtschaft gegründete,“ predigte jetzt Rosenberg.

„Sehr wahr!“ rief Frau von Neerwinden.

Eine kurze Pause trat ein. Konstanze Mühlberg hielt sich ihr Taschentuch vor den Mund. Die Gemeinde Rosenbergs hatte jetzt zum größten Teil in den Empiremöbeln, Goldgestellen mit blauweißem Damastbezug, welche die Einrichtung des Palazzo Lugani ausmachten, Platz

genommen, die Gondoliere des Hauses präsentierten Erfrischungen. Der schwarzbärtige Prophet stand noch immer, wobei er sich mit dem linken Ellenbogen auf die Lehne des Sessels stützte, in welchem seine Freundin Minona saß, und mit der Rechten seinen Claque gegen sein Bein stemmte.

Ein französischer Schriftsteller, der gerade genug von dem Ganzen verstanden hatte, um auf das Interesse, welches sein deutscher Kollege erregte, eifersüchtig zu sein, begann seinerseits einen Vortrag über die Liebe zu halten: „L'amour est une illusion, qui ... que ...“ Er blieb stecken.

Da rief irgend jemand, den Erika nicht kannte: „Wo ist Lozoncyi? der weiß mehr von der Sache als wir, er könnte uns helfen!“

„Ich glaube, er verhält sich der Frage gegenüber mehr praktisch als theoretisch!“ erwiderte Graf Treurenberg.

Nicht lange nachher brachen ein paar Gäste auf, nicht aus Prüderie, sondern weil es bereits

spät war. Der Kreis verringerte sich. Erika bemerkte auf einem Sofa, das früher ihrem Auge verdeckt gewesen, Lozoncyi. Er saß zwischen zwei Damen: zwischen der Geroldstein, die ihn für ihren Salon werben wollte, und zwischen der Gregoriewitsch, der nur um seine Liebe zu thun war. Ihre Schleppe lag quer über seinen Knien. Sie war eine prachtvolle Erscheinung in ihrer Art: groß, üppig, tief dekolletiert und mit langen, schmachtenden Augen. Lozoncyi neigte sich gerade zu ihr und flüsterte ihr etwas ins Ohr.

Mit einer Regung unüberwindlichen Widerwillens erhob sich Erika und trat hinaus auf einen Balkon.

Sie hatte kaum den Blick auf die nachtumschleierte Pracht der Paläste vor sich geheftet, als sich ihr jemand genähert hatte — Lozoncyi. „Guten Abend, Gräfin! Ich hatte keine Ahnung, daß Sie hier sind, soeben erst habe ich Sie erblickt!“ rief er.

Ärgerlich, wie sie war, reichte sie ihm nicht einmal die Hand.

„Sie wundern sich, daß mich meine Groß-mutter hergeführt hat?“ fragte sie achselzuckend.

Aber zu ihrem Erstaunen merkte sie, daß ihm ein solcher Skrupel nicht gekommen war; er war offenbar gänzlich abgestumpft gegen das, was um ihn herum vorging.

„Warum?“ fragte er, die Achseln zuckend. „Wegen — wegen der Antecedentien der Haus-frau? Die gehen längst niemand mehr etwas an, und es ist unbedingt der animierteste Salon von Venedig.“

„Nun, an Animo hat die Stimmung heute allerdings nichts zu wünschen übrig gelassen,“ bemerkte Erika herb.

Sie hielt sich mit beiden Händen an die Brustwehr des Balkons und warf ihm, sich etwas zurückbeugend, die Worte über ihre Schul-ter hinüber zu. Was sie sprach, war ihm ver-hältnismäßig gleichgültig, aber ihr Anblick be-rauschte ihn. Immer stark von seiner Umgebung beeinflußt, waren es heute gerade die unedlen Seiten seiner Natur, welche in den Vordergrund

traten. Er konnte die Augen nicht von ihr wenden. Wie wundervoll war doch die Linie des von der Hüfte ein wenig zurückgebogenen Oberkörpers!

„Rosenberg hat sich sehr um die Unterhaltung der versammelten Herrschaften bemüht,“ sagte er leichthin.

„Und seine Anstrengungen sind jedenfalls von großem Erfolg gekrönt gewesen,“ erwiderte ihm Erika spöttisch; dann mit noch um eine Schattierung mehr Hochmut in Haltung und Stimme als früher warf sie hin: „Wird hier ... hm ... immer so viel von Liebe gesprochen?“

„Sehr häufig,“ gab er ihr zur Antwort. „Was wollen Sie, es ist auch das Wichtigste auf der Welt!“ Und etwas leiser, mit einem seiner indiskret deutlich bewundernden Malerblicke, setzte er hinzu: „Sie werden das auch an sich erfahren!“

Sie runzelte die Stirn, wendete sich von ihm ab und trat in das Innere des Saales zurück.

Er blieb draußen stehen — sein Kopf war

plötzlich sehr heiß geworden. Er fühlte es, daß er sich ihr gegenüber einer Geschmacklosigkeit schuldig gemacht, aber er hatte keine Lust, sich die Schuld zu geben, er war es nicht gewohnt. Sie mußte schuld sein. „Schade, daß sie eine so launenhafte Person ist," murmelte er zwischen den Zähnen in seiner Wiener Manier, „und dabei ein so bildschönes Geschöpf — schade!" Aber trotzdem er die ganze Schuld des Mißklangs, der sein Gespräch mit ihr entzwei geschnitten, auf ihre Prüderie abwälzte, ärgerte er sich über sich selbst und war fest entschlossen, sollte ihm je wieder Gelegenheit geboten werden, sich ihr zu nähern, dieselbe besser und geschickter auszunützen als diesmal.

Um weniges später verließ Gräfin Lenzdorff mit Erika und Gräfin Mühlberg die Gesellschaft. Sie befand sich in vortrefflicher Laune und wechselte mit Konstanze unermüdlich scherzhafte Aperçus über den Abend, den sie hinter sich hatten.

„Und wie hast du dich unterhalten?" wen=

dete sie sich an Erika, nachdem sie die kleine Gräfin heimgebracht und nun mit ihrer Enkelin allein dem Britannia zugondelte.

„Ich?“ fragte Erika und zog die Mundwinkel herunter. „Wie soll ich mich unterhalten in einer Gesellschaft, in welcher man von Anfang bis zu Ende von nichts zu reden gewußt hat als von der Liebe!“

Die Großmutter lachte herzlich. „Ja, das war in der That ein etwas thörichter Zeitvertreib,“ gestand sie ihrer Enkelin zu. „Ich begreife auch gar nicht, wie man so viele Worte verlieren kann über etwas, was so auf der Hand liegt, was jeder, der die Augen aufmacht, sieht. Sie tappten alle da und dorthin, und schließlich hat's keiner herausgebracht, was die Liebe ist. Liebe ...“ Sie schob das Kinn ein wenig in die Höhe, und ohne daß das gutmütige Spottlächeln, welches den charakteristischen Ausdruck ihres schönen alten Gesichts ausmachte, auch nur einen Augenblick von ihren Lippen gewichen wäre, sagte sie: „Liebe ist eine durch

gewisse Naturbedingungen erzeugte Überreizung der Phantasie, die sich, solange sie währt, in der ausschließlichen Verherrlichung eines einzigen Wesens ausspricht und den von ihr Befallenen jeder Zurechnungsfähigkeit beraubt. Alles in allem sind die Menschen sehr glücklich zu preisen, die, wenn sie den Gegenstand ihrer Begeisterung wiedersehen, nachdem die Fackel der Leidenschaft verlöscht ist, die Erinnerung an ihre Liebe nicht als eine Erniedrigung empfinden."

Die Großmutter war sehr stolz auf ihre Definition und sah sich, als sie damit fertig geworden, unbefangen nach Erika um, als ob sie eben etwas ganz Selbstverständliches, ungemein Erheiterndes in treffende Worte gekleidet habe. Aber Erikas Gesicht hatte einen sehr finsteren, gequälten Ausdruck angenommen. Die Worte der Großmutter hatten den alten Schmerz in ihr geweckt — den Schmerz um ihre Mutter, aus welchem ihr ganzes Wesen herausgewachsen war. Es ließ sich nicht leugnen, in vielen Fällen war die Anschauung der Großmutter die

richtige. Sollte sie immer die richtige sein? — Nein! Etwas in Erikas Wesen bäumte sich dagegen auf. Nein — tausendmal nein!

„Das, von dem du sprichst, Großmutter, ist ja nur die falsche Liebe — der Wahn," sagte sie mit verschleierter, leise zitternder Stimme; „aber es giebt ja doch noch eine andere, eine echte, heilige, eine veredelnde Liebe!"

„Mag sein," sagte die Großmutter, „das Traurige dabei ist nur, daß man die unedle von der edlen nicht früher unterscheiden lernt, als wenn sie vorüber ist."

Erika sagte nichts mehr.

Die Luft war lind, ein süßer Rosenduft wehte über dem faulen Wasser der Lagune, die lockende Gespenstermusik tönte aus der Ferne. Erika aber kroch ein eisiger Schauer durch die Glieder, und zu gleicher Zeit regte sich halb unbewußt in ihrem Herzen eine große, nagende Sehnsucht.

*　　　*
*

Acht Tage, vierzehn Tage waren verstrichen, seitdem Minona von Rattenfels so effektvoll ihren ins Leere hinausschmachtenden Liebesschmerz zum besten gegeben hatte.

An Erika hatte sich eine auffallende Veränderung vollzogen. Sie zeigte sich jetzt heiterer, oder wenigstens zugänglicher, schloß sich nicht mehr in ungesunder Menschenscheu von der Welt ab, sondern ging in Gesellschaft, so oft die Großmutter sie dazu aufforderte. Wo sie hinkam, wurde sie gefeiert, umworben. Seit dem ersten Jahr, da sie in Berlin ausgegangen war, hatte man ihr nicht mehr dermaßen gehuldigt. Es schien ihr Freude zu machen — ja, und was noch merkwürdiger war, sie schien sich um diese Huldigungen ein wenig, ein ganz klein wenig zu bemühen.

Wo sie erschien, begegnete sie Lozoncyi — Lozoncyi, der sie kaum eine Minute aus den Augen ließ, zugleich aber keinen Versuch mehr machte, sich ihr in irgend einer auffälligen Weise zu nähern. Seine Haltung ihr gegenüber war

jetzt nicht nur musterhaft, sondern geradezu rührend. Immer zur Hand, wenn es hieß, ihr einen kleinen Dienst zu erweisen — sei es, ihr ein Eisschälchen oder eine Theetasse abzunehmen oder einen verlegten Fächer, ein Paar Handschuhe zu suchen —, trat er sofort wieder zurück, um ihren anderen Verehrern Platz zu machen. Unter diesen stand Prinz Helmy Nimbsch, welcher sich zeitweilig in Venedig aufhielt, in der ersten Reihe; die ganze internationale Gesellschaft von Venedig erwartete von einem Tag zum anderen eine Verlobung; und heute, das ließ sich nicht leugnen, bei einer Lawn-tennis-Partie bei Lady Stair, hatte der Prinz Erika sehr deutliche Beweise seiner Absichten gegeben. Sie war ein wenig erschrocken; während sie den jungen Mann nicht ohne Übereilung von den sentimentalen Bahnen, welche er im Laufe des Gesprächs eingeschlagen, auf ein neutrales Gebiet gelenkt, waren ihre Augen zufällig dem Blick Lozoncyis begegnet.

Um weniges später hatte sie sich von dem Prinzen losgemacht.

Man hatte von neuem angefangen Lawn-tennis zu spielen. Erika hatte bei diesem Sport eine Lebhaftigkeit, Anmut und Energie entwickelt wie nie zuvor. Als sie sich dann, ein Bild stolzen jungen Lebens, mit leuchtendem Haar und glänzenden Augen von dem Spielplatz zurückzog, trat Lozoncyi an sie heran, um ihr die Rakette abzunehmen. „Sie sehen, wie recht der arme Maler gehabt, als er es nicht mehr wagte, sich seiner kleinen Fee wieder zu nähern,“ murmelte er. Bescheiden und liebkosend, zugleich Mitleid und Sympathie erregend, schwebten die Worte an ihrem Ohr vorüber. Als sie sich nach ihm umsah, war er verschwunden — verschwunden, ehe sie ihm noch etwas hatte erwidern können. Den Rest des Nachmittags näherte er sich ihr nicht mehr, doch merkte sie deutlich, wie seine Blicke abwechselnd von ihr zu Prinz Nimbsch hinüberschweiften — erst fragend, dann — erleichtert.

— — — — — — — — — — — — —

Jetzt ist es um wenige Stunden später nach

dem Diner. Draußen glänzen die Lämpchen bereits rot den Canal Grande entlang, und ihr tausendfältig gebrochener Wiederschein schaukelt sich in langgestreckten goldenen Streifen auf den kleinen Wellen der Lagune. Ein wenig elektrisches Licht beleuchtet allein das Wohnzimmer, in dem Erika an dem Flügel sitzt und Reminiscenzen aus Parsifal spielt — immer wieder gleitet ihr das Motiv sündiger Weltlust aus den Fingern.

Da tritt die alte Gräfin ein. Ihrer gewöhnlichen, direkt auf ihr Ziel lossteuernden Art ganz entgegen, fängt sie an, planlos zwischen den von Erika in dem kleinen Gemach aufgestapelten Merkwürdigkeiten herumzuspazieren, bald dies, bald jenes zu betasten. Plötzlich bleibt sie neben dem jungen Mädchen stehen und bemerkt: „Prinz Nimbsch scheint dir sehr den Hof zu machen — man spricht bereits darüber!“

„Unsinn!“ erwidert Erika ausweichend und führt von neuem ihre Hände über die Tasten. „Zeitvertreib!“

„Hm! ... hm! Er scheint mir die Sache doch etwas ernster aufzufassen,“ murmelt die alte Frau, „auch ist nicht zu leugnen, daß es eine glänzende Partie wäre.“

Erika läßt die Hände von den Tasten heruntergleiten. „Aber Großmutter!“ ruft sie fast lachend, „was fällt dir denn ein — er ist ja ein Kind!“

„Ein Kind? Er ist volle vier Jahre älter als du, und ich brauche dich wohl nicht daran zu erinnern, daß du kein Kind mehr bist!“ Der Ton der alten Frau klingt etwas unruhig: „Jedenfalls mußt du dir's gut überlegen ...“

„Eh ich mich von neuem in eine Verlobung einlasse,“ fällt ihr Erika ziemlich schroff ins Wort. „Ich verspreche es dir, ja, mehr als das, ich verspreche dir feierlich, daß ich mich nicht mit Prinz Nimbsch verloben werde!“

„Eigentlich ... muß ich selbst sagen ... ich glaube nicht, daß er dir gewachsen wäre!“ Es ist, als ob die alte Frau eine gewisse Erleichterung verspüre, während sie das sagt; dann

etwas unsicher setzt sie hinzu: „Freilich die Stellung ist sehr lockend — sehr lockend!“

„Aber Großmutter!“ ruft Erika, und noch einmal gedehnt, vorwurfsvoll: „Aber Großmutter!“ Dann auf die alte Frau zugehend, legt sie ihr den Arm um die Schultern und küßt sie auf den noch immer vollen grauen Scheitel: „Kennst du mich wirklich so wenig?“

Die Großmutter erwidert die Liebkosung des jungen Mädchens gerührt, worauf sie leise wie zu sich selbst sprechend, murmelt: „Als ob du dich selber kenntest, mein armes liebes Kind!“

„So weit kenn ich mich,“ versichert Erika, „daß ich nämlich seit meinem ersten Verlobungsirrtum gründlich von allem weltlichen Ehrgeiz geheilt bin.“

„Ach, das war etwas ganz anderes!“ seufzt die Großmutter. „Deine Verbindung mit Lord Langley wäre etwas geradezu Unnatürliches gewesen — aber Helmy Nimbsch ist ein sehr netter, ritterlicher, hübscher junger Mensch.“

„Es läuft auf eins hinaus,“ spricht halb-

laut Erika. „Alt oder jung, ist er immerhin ein Mann, den ich nicht liebe und den ich nicht lieben könnte.“

Die alte Frau schüttelt ungeduldig den Kopf. „Fängst du damit an? Liebe — ich hatte dich doch für zu vernünftig gehalten dazu — Liebe — Liebe! Gott beschütz dich vor der Krankheit! Die einzigen gesunden Grundbedingungen einer glücklichen Ehe sind unbegrenzte Achtung und warme Sympathie — alles, was darüber hinausgeht, ist vom Übel!“

Erika bleibt stumm.

Indessen fährt die alte Frau fort: „Die Leidenschaft taugt nichts für eine anständige Frau. Die Leidenschaft ist ein Rausch, und auf jeden Rausch folgt ein Katzenjammer. Daraus ergiebt sich, daß für die anständige Frau, die sich den Rausch bekanntermaßen höchstens einmal gönnen darf, der Katzenjammer sich nach der flüchtigen Wonnezeit über den ganzen Rest ihres Lebens hinzieht. Nur die pflichtlose Frau, die sich erlaubt, jeden Katzenjammer mit einem

neuen Rausch zu kurieren, darf sich die Leidenschaft erlauben. Für unsereinen ist das alles dummes Zeug.“

Um diese lange Rede zu halten, hat sich die Gräfin in einen Sessel niedergesetzt, auf den Knien hält sie einen Band Taine: Les Origines de la France, den sie in das Wohnzimmer mitgebracht hat und auf den sie von Zeit zu Zeit, wie um ihre Aussprüche besonders zu betonen, mit einem großen japanischen Papiermesser von geschnitztem braunem Holz energisch klopft.

Erika steht unweit von ihr an den Klavierdeckel gelehnt, hoch und biegsam in ihrem langen weißen Kleid, in dem ihre schlanke Gestalt eine unnachahmliche Wellenlinie beschreibt. „Und was ergiebt sich denn aus deiner schönen Predigt? Daß ich Helmy Nimbsch heiraten soll auch ohne Liebe?“ fragt sie.

„Helmy Nimbsch?“ Das schwere schwarze Brokatkleid der alten Dame raschelt aufgeregt, was davon herrührt, daß sie bei diesem letzten

Ausruf fast aus ihrem Lehnsessel, dessen beide Vorderecken sie energisch mit ihren Händen erfaßt hat, herausgesprungen wäre. „Helmy Nimbsch? Wer spricht von dem?"

„Du, dachte ich, Großmutter," meint etwas boshaft lächelnd Erika. „Wenn ich nicht irre, war er doch der Ausgangspunkt unseres Gespräches."

„Ach was, Helmy Nimbsch — ce n'est pas sérieux!" Die alte Frau wischt sich mit ihrem weichen Batisttuch die Lippen.

„Und von wem sprichst du denn sonst?" fragt Erika und sieht ihr gerade und etwas unzufrieden in die Augen.

„Ach, von niemandem, ich redete im allgemeinen!" erwidert etwas gereizt die alte Dame. Dann nach einer Pause setzt sie noch gereizter hinzu: „Wenn du übrigens für den jungen Nimbsch unbegrenzte Achtung und warme Sympathie empfindest, so heirate ihn by all means."

Statt aller Antwort macht sich Erika mit den Noten auf dem Flügel zu schaffen.

Eine lange Pause folgt — von unten tönt das Gemurmel, Gerumpel und Glockengeläute herauf, welches in einem Hotel mit der Ankunft neuer Gäste verbunden ist. Das Herumschieben von Koffern, das Knarren schwerer Tritte — mehrere Stimmen tönen durcheinander.

Gräfin Lenzdorff benutzt die Gelegenheit, sich über den Lärm zu beklagen und Erika zu erklären: „Eigentlich habe ich dieses Herumvagieren in der Fremde satt!“

„Du, Großmutter? Aber du warst ja stets so entzückt davon! Noch gestern hast du mir dein venetianisches Leben als so besonders ‚erholend‘ angepriesen!“

„Ja — ja, aber es dauert mir zu lange. Während du mit Konstanze Mühlberg bei Stair Lawn-tennis gespielt hast, war ich bei Hedwig Norbin. Sie ist gestern angekommen und wohnt knapp neben uns im Europe. Nur auf der Durchreise hält sie sich hier auf. Schade!“

„Hm! Und die hat dir eine so verlockende Beschreibung von Berlin gemacht, daß du in-

folgedessen Lust bekamst, sofort deine Zelte abzubrechen und nach der Bellevuestraße hinüberzufliegen?“ fragt Erika kalt, „jetzt, mitten aus diesem wundervollen südlichen Frühling heraus?“

„Ach was, der Frühling ist überall schön! In Berlin ist er schöner als in Venedig — es giebt nichts Schöneres als den Tiergarten im Mai, und dann, ich finde dort meine alten Gewohnheiten wieder, meine alten Freunde.“

„Ich habe eben keine Freunde in Berlin,“ sagt Erika mit eigentümlicher Betonung, „und dies ist der Grund, weshalb ich dich bitte, mir zulieb noch eine Weile von Berlin fern zu bleiben. Nächsten Herbst mach mit mir, was du willst. Vorläufig hab ein wenig Geduld mit mir!“

„Geduld — Geduld!“ Wieder klopft die alte Gräfin einen kleinen Marschrhythmus mit ihrem japanischen Papiermesser auf den grauen Umschlag von Taines Origines de la France.

Nach einem Weilchen beginnt Erika: „Hat dir Frau von Norbin nichts Näheres über

Dorothee von Sydow erzählt — wie faßt die Welt ihre Lage auf?“

„Wie die Welt ihre Lage auffaßt?“ ruft die alte Gräfin. „Wie soll die Welt die kritische Lage einer Frau auffassen, die nie die geringste Rücksicht für irgend jemand gezeigt, nie jemandem eine Wohlthat, ja kaum eine Gefälligkeit erwiesen und nur ihrer eigenen leichtfertigen Selbstsucht gelebt hat! Die Welt hält eine Persönlichkeit nur dann, wenn sie durch das Fallenlassen derselben etwas verliert. Wer verliert etwas dadurch, daß Dorothee von der Liste gestrichen wird? Ein paar junge Herren vielleicht, und die nicht, denn denen steht es frei, ihr außerhalb der Gesellschaft den Hof zu machen. Die Welt dreht ihr den Rücken; nach dem, was mir Hedwig erzählte, ist sie absolut gemieden!“

„Und wie findet sie sich in ihr Schicksal?“ fragt Erika.

„So schlecht als möglich. Ein jeder hätte geglaubt, sie würde den Moment geeignet finden, Berlin zu verlassen — ich für meinen Teil hätte

auch niemals angenommen, daß ihr so viel an ihrer gesellschaftlichen Stellung liegt —, wie es scheint, klammert sie sich daran mit einer Art Panik."

„Wie angenehm für ... für den Bruder des Verstorbenen!" sagt Erika. Mehrere Monate sind verstrichen, seitdem ihre Lippen den Namen Goswyn zum letztenmal ausgesprochen haben — es scheint, als ob sie verlernt hätte, ihn zu sagen.

„Für Goswyn!" ruft die alte Frau aufrichtig und herzlich bekümmert aus. „Gräßlich! Er soll aussehen nicht zum Erkennen, abgemagert, menschenscheu. Ich hätte gar nicht gedacht, daß er so an Otto hing. Freilich, die Umstände, die den Tod des Armen begleiteten, waren fürchterlich!" seufzt die Großmutter. „Er hat zwar immer allerhand an mir auszusetzen, aber schließlich bin ich seit dem Tode seiner Mutter doch die Person, die ihm auf dieser Welt am nächsten steht. Ich weiß, daß er sich freuen würde, sich einmal ordentlich mit mir aussprechen zu können."

Erika holt tief Atem, ihre großen, hellen, dunkelumsäumten Augen blitzen. „So!“ ruft sie aus, „also deswegen willst du nach Berlin, um Herrn Goswyn von Sydow zu trösten? Ich wußte immer, daß du ihn sehr lieb hast — daß du ihn lieber hast als mich, erfuhr ich erst jetzt!“

„Aber Erika! — lieber als dich ...!“ Die alte Frau hat sich erhoben und fährt Erika zärtlich von der Schulter abwärts über den Arm. „Es thut mir nur manchmal leid, daß ich euch nicht beide zusammen lieb haben kann!“ setzt sie halblaut und fast schüchtern hinzu.

Aber Erika wehrt die ihr sonst so teure Liebkosung der Großmutter diesmal zornig von sich ab. „Ich begreife dich nicht!“ ruft sie aus, „es ist ja eine reine Manie von dir! Immer wirfst du mir's vor, daß ich Goswyn nicht geheiratet habe, oder machst Anspielung darauf, daß ich ihn noch heiraten sollte — einen Menschen, der sich seit Jahren nicht mehr um mich kümmert!“

„Aber Erika, wie kannst du nur so reden; denke an Bayreuth!“ ermahnt sie die Großmutter.

„Und ob ich an Bayreuth denke!“ fährt Erika fort. „Nun ja, in Bayreuth interessierte er sich noch für mich, das heißt, er hatte die Erinnerung an das junge Mädchen, mit welchem er in den Tiergarten ausgeritten war, noch nach Bayreuth mitgebracht — aber die Erinnerung paßte nicht mehr auf das, was er in Bayreuth fand — das war der Schluß von allem!“ Ein paarmal schreitet sie stumm in dem Zimmer auf und ab, dann plötzlich vor der Großmutter stehen bleibend, ruft sie aus: „Es wurmt mich schon lange; jedesmal, wenn du von Goswyn sprichst und dich in die Betrachtung seines maßlosen Edelmuts vertiefst, sticht's mich ins Herz. Edelmut! ... mag sein — aber es ist ein kalter, unfruchtbarer, hochmütiger Edelmut! Nun ja, er ist ein durch und durch rechtlicher Mensch, aber er ist ein Mensch, der keine Schwäche verzeiht, weil er selbst keine hat — zum wenigsten noch nicht weiß, daß er sie hat. Er ... o ja ...!“ Erikas Stimme wird heiser, sie schöpft tief Atem, dann fährt sie mit schwindelnder Geläufigkeit

fort: „Ich zweifle nicht daran, daß er jeden Augenblick bereit wäre, ins Wasser zu springen, um mit Lebensgefahr den ersten besten Taugenichts herauszuziehen, aber sobald er ihn aufs Trockene gebracht hätte, würde er ihm den Rücken kehren und mit seiner unerträglich geraden Haltung und sehr großen Schritten davon stolzieren, ohne sich auch nur einmal nach dem Geretteten umzusehen, geschweige denn ihm ein gutes Wort zu geben. Nimm sein Benehmen gegen mich! Ich komme ausdrücklich darauf zurück, damit wir mit dieser peinlichen und demütigenden Einbildung von dir ein für allemal aufräumen. Er hat mir, wie du weißt, damals in Bayreuth einen Dienst geleistet, den mir so leicht kein anderer erwiesen hätte — zugegeben. Aber er hat mir's nie verziehen, daß ich sechs Wochen oder acht Wochen lang — was weiß ich! — die Braut von Lord Langley gewesen bin. Mein Gott, es war ein Mißgriff meinerseits, eine Dummheit — eine Dummheit, die ich aus Eitelkeit, aus Ehrgeiz begangen habe. Gut, aber

mehr war's nicht — und doch war's genug für ... für Herrn von Sydow, mich ein für allemal aus seiner Gnade zu streichen. Da hast du deinen wundervollen Goswyn, so ist er und nicht anders. Mir ist das ja ganz gleichgültig — ich interessiere mich nicht im mindesten für ihn — Gott sei's gedankt! Wenn ich mich für ihn interessiert hätte, so hätte ich mich ja halb tot kränken können — so aber ... Ich ärgere mich höchstens darüber, daß ich ihn überschätzt habe — das ist alles!"

Staunend hat ihr die Großmutter zugehört. Sie hat sie noch nie so aufgeregt gesehen, sie hat nicht gewußt, daß ihre Stimme solcher Modulationen fähig ist. Bisweilen ist es die Stimme eines trotzig zornigen Kindes, und dann wieder die eines leidenschaftlich erregten stolzen Weibes.

„Aber Erika!" ruft sie jetzt, da das junge Mädchen inne hält, „das ist ja alles Blödsinn! — sehr scharfsinnig ausgeklügelter Blödsinn, der ärgste von allen! Nicht ein Wort ist wahr

davon! Ich bin überzeugt, daß er dich noch gerade so verehrt wie früher!“

„Du hast eine reiche Phantasie,“ spöttelt Erika. „Merkwürdig, daß Goswyn die ganze Zeit über nicht einmal durch irgend etwas seine Verehrung kund gegeben hat!“

„Liebes Kind,“ entgegnet ihr die Großmutter, „das ist etwas anderes. In gewisser Beziehung ist Goswyn kleinlich — das habe ich dir selber gesagt. Ihm ist seine Armut viel zu wichtig gewesen und deine Wohlhabenheit auch. Das ist eine Kinderei, die ihn vielleicht um das Glück seines Lebens gebracht hat. Aber sag, was du willst, ich bin überzeugt, daß seine Armut allein ihn davon abgehalten hat, sich dir zu nähern.“

„So!“ Erika wirft trotzig den Kopf zurück. „Nun, mit der Armut ist's vorbei!“ ruft sie aus.

„Aber Erika! So rasend zartfühlend, wie du's bist, solltest du doch begreifen, daß ein Mensch wie Goswyn es nicht schnell über sich gewinnen kann, Nutzen aus dem Tode seines Bruders zu ziehen, und noch obendrein aus

einem Tod, der unter solchen Umständen erfolgt ist!“

Erika schweigt einen Augenblick, ihr blasses Gesicht zuckt, dann sagt sie gedämpft: „Gewiß, Großmutter! Daß er jetzt schon um mich anhielte, wäre einfach häßlich — aber siehst du ... wenn mich ein so großes Unglück getroffen hätte wie ihn, so hätte ich die Empfindung, als wollte ich meinen Schmerz zu den Menschen tragen, die meinem Herzen am nächsten stehen. Du konntest daran denken, nach Berlin zurückzukehren, um seinetwillen. Wenn irgend etwas von all dem, was du dir in den Kopf gesetzt hast, wahr wäre, so wäre er nach Venedig gekommen — einen Urlaub hätte er erreicht. Und nun haben wir uns darüber ausgesprochen ein für allemal. Zum Glück ist er mir ganz gleichgültig — vollständig gleichgültig. Ich habe dir dies alles nur gesagt, damit du mir nicht ein zweites Mal zumutest, Knall und Fall mit dir nach Berlin zurückzureisen, damit die ganze Welt, die mir so überaus wohlgesinnte Welt, sagt: Sie läuft Gos-

wyn von Sydow nach. seitdem er Majoratsherr geworden ist!"

Die Großmutter legt ihre beiden Hände auf Erikas Schultern, zieht dann ihren stolzen, jungen Kopf zu sich nieder und küßt sie auf die Stirn. Indem öffnet sich leise, behutsam die große, einflügelige Thür von rotbraunem Mahagoni. Der unentbehrliche Lüdecke tritt ein und präsentiert eine Visitenkarte.

„Paul von Lozoncyi," sagt Gräfin Lenzdorff, die Karte auf den Präsentierteller fallen lassend. „Bist du gelaunt, Fremde zu sehen?"

„Ja, warum nicht?" fragt Erika.

* *

*

Kurz darauf trat Lozoncyi in das hübsche, künstlerisch eingerichtete Boudoir Erikas, dessen elektrische Beleuchtung indessen durch ein paar mit großen farbigen Schirmen verschleierte Lampen vervollständigt worden war.

Erika empfing ihn mit auffallender Freund-

lichkeit, die alte Gräfin schien sich im Gegenteil offenbar vorgenommen zu haben, steif gegen ihn zu sein. Sie war es nicht gewöhnt, daß junge Männer, wenn sie selbe noch dazu ausdrücklich aufgefordert hatte, sie zu besuchen, es so lange aufschoben, ihre Aufwartung zu machen. Kaum aber war sie fünf Minuten mit Lozoncyi beisammen gewesen, so schmolz ihr Mißmut wie Schnee in der Sonne. Ohne auch nur Miene zu machen, sich wegen seines langen Fernbleibens zu entschuldigen, befleißigte der Maler sich einfach, seinen liebenswürdigen Wirtinnen zu beweisen, wie außerordentlich wohl es ihm bei ihnen gefiel, nachdem er endlich den Weg zu ihnen gefunden hatte. „Wie reizend!“ sagte er, sich umsehend, „man hat keine Ahnung davon, daß man in einem Hotel ist!“ und dabei rieb er sich in seiner fröstelnden Art die schlanken Hände.

„Sie befinden sich in dem Sanktuarium meiner Enkelin,“ erklärte ihm Gräfin Lenzdorff, „mein eigenes Empfangszimmer ist um einige Schattierungen kahler.“

„So! ich mache Ihnen mein Kompliment, Gräfin Erika! Ich weiß, daß es mir eigentlich nicht zukommt, das erste Mal, daß ich die Ehre habe, Ihr Heiligtum zu betreten, mich nach allen Ihren Raritäten umzusehen, wie der geheime Agent eines Modeantiquars, aber unsereins freut sich immer, wenn sich ihm irgend eine Augenweide bietet. Merkwürdig, wie gut Sie sich den Rahmen zu Ihrer Persönlichkeit geschnitzt haben. Sehen Sie nur, Excellenz, das Bild!“

Er lenkte die Aufmerksamkeit der alten Frau auf die Erscheinung Erikas, die jetzt lässig in einem hochlehnigen Großvaterstuhl saß, gegen dessen mit goldenen Arabesken geschmückten Überzug von altem Leder sich ihr rotbraunes Haar eigentümlich abhob.

„Es ist entzückend — die weiße Figur gegen das goldschimmernde Leder und daneben der Delftkrug mit den Jonquillen — ein Bild, wer's nur festhalten dürfte!“ seufzte er, und dann setzte er hinzu: „Wenn Sie wüßten, welche Not ich oft habe, wenn es gilt, bei einer Dame, die ihr

Porträt bei mir bestellt, eine Pose zu finden — bei Gräfin Erika würde einem die Wahl schwer. Sehen Sie doch, Excellenz, diese Linie!"

„Sie werden das Kind noch ganz befangen machen," verwies ihm die im Grunde ihres Herzens geschmeichelte Großmutter. „Statt der Erika den Kopf zu verdrehen, sollten Sie mir lieber sagen, warum Sie so lange gebraucht haben, den Weg hierher zu finden?"

Er zuckte ein wenig zusammen, schlug die Augen voll zu ihr auf, schlug sie dann wieder nieder — und endlich beide Hände auf den Claque auf seinen Knien stützend, sagte er halblaut: „Fragen Sie mich lieber, warum ich überhaupt gekommen bin."

„Nein, ich frage ausdrücklich, warum Sie nicht früher gekommen sind?" lachte die alte Frau.

„Warum?" Er stockte einen Augenblick, dann erwiderte er ruhig: „Weil ich nicht Lust hatte, unter allen Verehrern Gräfin Erikas der letzte zu sein, der an ihrem Triumphkarren zieht. So, da haben Sie's — so deutliche Fragen

zwingen zu deutlichen Antworten.“ Dabei sah er die alte Dame beobachtend an, ob er nicht zu weit gegangen sei. Aber nein! Er gehörte zu jenen bevorzugten Menschenkindern, denen man dreimal mehr verzeiht als allen anderen; irgend etwas in dem singenden Tonfall seiner weichen, ungemein warmen und aufrichtig klingenden Stimme, sein treuherziger und zugleich etwas schwermütiger Blick und besonders sein Lächeln, sein hübsches, einschmeichelndes Lächeln, nahmen sofort für ihn ein. Es war noch immer dasselbe Lächeln, mit dem er sich als halbwüchsiger Junge in der kleinen Erika weiches Kinderherz hineingeschlichen, das liebenswürdige, nichtsnutzige Lächeln, das er von einer gutmütigen und leichtsinnigen Mutter geerbt haben mochte.

Die alte Frau lachte einfach zu dem Geständnis. Hierauf fragte sie etwas spöttisch: „Und jetzt zeigen Sie sich bereit, geduldig als der allerletzte 2c. 2c.?“

Er schüttelte den Kopf. „Jetzt ist es mir eingefallen, daß ich Gräfin Erika vielleicht eine

kleine Freude machen könnte, die ihr kein anderer unter ihren momentan um sie herumschmachtenden Verehrern zu bereiten vermöchte, und ich bin gekommen, sie zu fragen, ob sie mir dazu Gelegenheit bieten will?"

Erika blieb stumm, die alte Gräfin hingegen schüttelte ihren schönen Kopf und sagte: „Herr von Lozoncyi, Sie sprechen in Rätseln."

Lozoncyi sah erst mit einem besonders zum Herzen sprechenden Blick von einer der Damen zur anderen, dann sich direkt an die jüngere wendend, sagte er: „Sie erinnern sich wohl noch dessen, daß ich in Ihrer Schuld stehe, Gräfin Erika?"

„Ja, ich hab Ihnen einmal fünf Gulden geborgt," erwiderte diese.

„Fünf Gulden ...!" wiederholte er. „Es ist nichts, nicht wahr — aber damals war's für mich viel. Ohne diese fünf Gulden hätte ich wahrscheinlich nie den Weg bis zu meiner Tante Illona in München gefunden, und vielleicht wär ich in einem Straßengraben verhungert. Sie sehen, daß ich Ihnen zu Dank verpflichtet bin;

in Anerkennung dieses Faktums bin ich hergekommen, Sie zu fragen, ob Sie mir allenfalls erlauben würden, Ihr Porträt zu malen?"

Erika sah ihn starr an.

„Um fünf Gulden?" rief die alte Gräfin mit einer urkomischen Betonung. Es war bekannt, wie schwer Lozoncyi dazu zu bringen war, die Ausführung irgend eines Porträts zu übernehmen, und welche fabelhaften Preise er sich dafür zahlen ließ.

„Ich bitte Sie, geben Sie mir keinen Korb, Gräfin Erika!" flehte er, indem er die Hände wie ein kleines Kind zusammenlegte, das um Kuchen bettelt.

„Ich würde dir raten, den Antrag anzunehmen," meinte die Großmutter, „zweimal dürfte er dir kaum gemacht werden."

„Sie setzen sich nicht der geringsten Unannehmlichkeit aus," drang er in Erika, „es sei denn der, sich ein paar Stunden zu langweilen. Ich weiß, daß Sie meine Malerei nicht mögen, und darum gebe ich Ihnen mein Ehrenwort,

daß ich das Bild verbrenne, wenn es Ihnen nicht gefällt, selbst wenn ich's für ein Meisterwerk halten sollte. Aber wenn es mir gelingt, Ihren Geschmack zu befriedigen, wird Sie das Bild vielleicht manchmal an einen armen Teufel erinnern, der ..."

Seine Phrase wurde durch das Eintreffen eines Besuches unterbrochen. Mehrere Personen erschienen im Laufe des Abends. Es wurde viel geplaudert und gelacht.

Lozoncyi blieb, bis alle anderen gegangen waren.

„Und wann ist die erste Sitzung?" fragte er.

„Wann's Ihnen beliebt," gab ihm Erika zur Antwort.

„Morgen?"

„Morgen, wenn Sie wollen."

Seine Augen leuchteten auf. „Gegen elf!" rief er.

Sie sagte zu.

*   *
*

Den nächsten Vormittag trug Lüdecke mit seinem üblichen feierlichen Gesicht in die Gondel einen kleinen Koffer, welcher die Toilette enthielt, in der Erika sich malen lassen sollte, dasselbe Kleid, in welchem sie Lozoncyi bei Frau von Neerwinden gesehen und welches verewigen zu dürfen sich der Maler erbeten hatte. Nachdem er den Koffer abgegeben, setzte der würdige Kammerdiener sich sofort wieder an sein Lieblingsplätzchen auf einer hinter einem geschnitzten Tisch verschanzten, ebenfalls geschnitzten Bank, knapp neben dem Lift und der Thür des Speisezimmers gegenüber. Er verbrachte beinahe die ganze Zeit seines venetianischen Aufenthaltes auf dieser Bank, abwechselnd damit beschäftigt, etwas Belehrendes über die vergangene Größe Venedigs zu studieren, oder damit, sich von irgend einem ebenfalls müßigen Kurier oder Kammerdiener in die Geheimnisse der verschiedenen Bewohner des Britannia einweihen zu lassen. Sehr selten begleitete er seine Herrschaft bei ihren Ausfahrten. Auch Marianne war nicht mit-

genommen worden; Erika hatte ihrer Großmutter erklärt, daß sie beim Anlegen ihrer Porträttoilette keine Hilfe brauche.

Der Himmel war wolkenlos, die Luft warm, ohne drückend zu sein. Die zwei Gondoliere ruderten lustig und rasch.

Lozoncyi wohnte etwas hinter dem Rialto in einer der schmäleren Wasserstraßen links vom Canal Grande. Nach Verlauf einer Viertelstunde hielt die Gondel bereits vor einer blaßgrünen Thür mit einem eisernen Löwenkopf in der Mitte. Einer von den Gondolieren klopfte mit dem Ring, den der Löwe im Maul hielt.

Lozoncyi selbst öffnete die Thür. Er trug einen etwas verwaschenen Leinwandkittel und sah ungemein vergnügt aus.

„Bis zum letzten Augenblick fürchtete ich eine Absage, und jetzt sind Sie doch gekommen, und — notabene — Sie haben sich nur um eine Viertelstunde verspätet,“ sagte er herzlich; dann dem den beiden Damen ins Haus folgenden Gondolier den Handkoffer abnehmend, rief

er mit seiner frischen Stimme: „Lucrezia! — Lucrezia!“ so laut, daß es nur so an den steinernen Wänden wiederhallte. „Sie müssen schon entschuldigen, meine Damen,“ wendete er sich an die beiden, „auf elektrische Schellen ist meine Behausung nicht eingerichtet.“

Von einer in den Gang hinab mündenden, teppichlosen, grausteinernen Treppe herab kam eine alte Venetianerin mit großen Ringen in den Ohren und mit gewelltem grauem Haar, das sie über die Stirn gescheitelt und rückwärts in einen Knoten zusammen gedreht trug. Diese antike Frisur paßte vortrefflich zu ihrem regelmäßigen Gesichtsschnitt. Sie lachte den Damen freundlich zu und zeigte ihnen dabei zwei Reihen blendend weißer Zähne, während ihr Lozoncyi mit schwindelnder italienischer Geläufigkeit auftrug, den Koffer in das Ankleidekabinett zu bringen und auszupacken.

Aus dem schmalen Gang, der von dem Kanal quer durch das Haus führte, kam man in den Garten, in dem alles durcheinander

wuchs. Zartes grünes Laub bedeckte bereits die Büsche — hier und da zeigte sich zwischen den noch weichen und matt hängenden Blättchen eine grünlichgrau überhauchte Rispe weißen Flieders.

Die ganze Fassade des Hinterhauses entlang, in welchem sich das Atelier befand, zogen sich die dicken grauen Äste eines über und über mit blaßlila Blütentrauben bedeckten Glycinenstrauches. Diese Glycinen trieben übrigens ringsherum ihren Unfug, in die Äste eines noch fast kahlen, grauen Maulbeerbaumes krochen sie hinauf, zwischen den grün angestrichenen Stäben eines aus Latten zusammengezimmerten Laubenganges, welcher an der inneren Seite der Gartenmauer entlang lief, schlängelten sie sich hindurch, so daß ihre fast durchsichtigen, aus zartem Violett ins Gelbliche hinüberspielenden Blüten, von der Sonne durchleuchtet, sich in wunderbarer Pracht gegen den blauen Himmel abhoben. Ein moosdurchwuchertes Bassin nahm die Mitte des Gartens ein, unter einem Akazien-

baum streckte ein stark zerschundener Faun lebenslustig die Arme in die Höhe und ringsherum wucherte verwirrtes Rosengestrüpp.

„Ach, wie reizend!“ rief Erika aus.

„Nicht wahr, es ist hübsch,“ sagte der Maler. „Das Gärtlein mein ich. Es ist des Gartens wegen, daß ich mich hier festgesiedelt habe. Man freut sich so an einem Fleckchen Erde in diesem wässerigen Venedig. Es ist das einzig Nette, was ich Ihnen zu zeigen habe, das Gärtchen.“

„Vergessen Sie doch Ihre Lucrezia nicht, das ist eine Schönheit, die Ihrem Garten den Rang abläuft!“ verbesserte ihn Gräfin Lenzdorff.

„Mein altes Faktotum — ja, die hat ein hübsches Gesicht, prächtige Züge. Ich kann nichts Garstiges um mich leiden. Aber … haben Sie gemerkt, wie kurz und dick sie ist?“ fragte er die Gräfin, und zwar mit einem dermaßen bekümmerten und verdrießlichen Gesicht, daß sie darüber lachen mußte.

„Nun, was weiter; ist es in Ihren Augen ein Verbrechen?“

„Nein,“ sagte er nachdenklich, „aber es macht sie zu malerischen Zwecken unbrauchbar. Ich wollte sie neulich stehen lassen — nicht möglich! — höchstens als humoristische Charge, als Wärterin der Julia, oder als moderne Kartenschlägerin, und das ist not my line. Es ist ein Jammer! Haufenweise finden Sie hübsche Gesichter unter diesen Venetianerinnen, auch noch Schultern — prachtvoll ... alles weitere unmöglich! Zu lange Leiber, zu kurze Beine, keine Linie, keine großartige Bewegung. Und findet man endlich ein Modell, das genügend lange Glieder hat, so ist's wieder wie ein Storch. In dieser Richtung habe ich überhaupt meine liebe Not. Als ich damals den Frühling malte, da war ich schon ganz verzweifelt, weil ich niemand auftreiben konnte für meine weibliche Figur. Da am Rialto sah ich eine Person, nicht mehr ganz jung, geschminkt, aber prachtvoll gewachsen — so groß wie Gräfin Erika, nur nicht ...“

Er brach ab und wurde sehr rot; gleich darauf hatte er jedoch seine Verlegenheit über einer neuen Begeisterung vergessen. Vor der Thür des Ateliers hatte Erika den Arm nach einer Glycinentraube ausgestreckt.

„Nur einen Augenblick, Gräfin, bleiben Sie so!“ schrie er fast vor lauter Eile; dann in sein Atelier stürzend, kam er sofort mit einem Skizzenbuch und einem Korbsessel heraus. Den Korbsessel stellte er irgendwo in den Schatten für die alte Gräfin, worauf er sofort sich eine Notiz aufzukritzeln begann.

„Sehen Sie nur diese Biegung!“ rief er der Großmutter zu. „Das ist Musik! Sehen Sie nur da die Kurve an der Hüfte entlang!“

Die Art und Weise, wie er unablässig mit der Schönheit oder Häßlichkeit des menschlichen Körpers beschäftigt war, die genaue Analyse, welcher er denselben bei den verschiedensten Anlässen unterzog, was ja teilweise sein Beruf mit sich brachte, hatte eigentlich etwas Verletzendes. Keine der beiden Damen nahm Anstoß daran. Erika

teilweise aus Unerfahrenheit, teilweise weil ihrer Eitelkeit zu sehr geschmeichelt war, als daß sie ein so unangenehmes Bedenken hätte aufkommen lassen — die alte Frau nicht, weil sie in dieser Richtung seit der letzten Zeit überhaupt abgestumpft war, und nebenbei auch, weil Lozoncyi Betrachtungen und Bemerkungen in obenerwähnter Richtung mit einer derartig frischen Unbefangenheit vorbrachte, daß es anfänglich den Eindruck machte, als ob er höchstens gegen die guten Manieren sündige. Man mußte sehr tief in ihn hineinsehen, um zu entdecken, wie dieses ewige Beschäftigtsein mit der körperlichen Schönheit in seine innerste Natur hineingegriffen hatte.

„Es ist fabelhaft, wie gut Sie sich zu kleiden wissen!“ rief er, indem er fortfuhr, das junge Mädchen bald voll, bald blinzelnd zu betrachten.

Sie trug ein sehr einfaches weißes Wollkleid und einen großen Hut aus gelbem Reisstroh mit ein wenig schwerer, altvenetianischer Spitze aufgeputzt.

„Ich hätte fast Lust, Sie so zu malen, anstatt in der Abendtoilette,“ murmelte er. „Nein, Ihr Porträt mach ich Ihnen in Gala, wie's sein soll, in Lebensgröße. Aber ich bitte Sie, seien Sie einmal ganz großmütig — Ihr Bild fangen wir morgen an, und heute schenken Sie mir eine Stunde für mich, ich will mir ein Aquarell von Ihnen machen zur Erinnerung. Ermüdet Sie's nicht zu sehr, den Arm so auszustrecken?“

„Eine Frau, die sich bewundert fühlt, ermüdet nichts,“ erklärte die Großmutter. — „Für mich aber ist die Situation etwas weniger kurzweilig. Haben Sie nicht etwa irgend ein Buch bei der Hand?“

— — — — — — — — — — — — —

Erika war endlich doch müde geworden, trotz der andauernden Bewunderung, welche Lozoncyi ihr während seiner Malerei spendete. Man hatte die Pose unterbrochen. Unter dem glycinenumwucherten Maulbeerbaum an einem kleinen, etwas wackeligen Tischchen hatte Lozoncyi seinen

Gästen ein improvisiertes Frühstück vorsetzen lassen, vorzüglich bereitet und sehr einladend serviert, teilweise auf abgeschundenen Steingut-tellern, teilweise auf schweren Vermeilschüsseln von wundervoller alter Arbeit. Er freute sich über den guten Appetit der beiden Damen, und Lucrezia, die eben abgeräumt und den Kaffee gebracht hatte, stand, die Hände auf beide Hüften gestützt, vor der alten Gräfin und nahm mit vergnügtem Lächeln alle Lobsprüche entgegen, welche diese ihrer Kochkunst spendete, als man an der Thür poltern hörte.

„Der Teufel!“ murmelte Lozoncyi, „doch nicht am Ende ein Besuch?“

Aber es war kein Besuch, sondern nur ein Brief, welchen Lozoncyis Gondolier, ein hübscher brauner Bursche in mit roter Schärpe umgürtetem Matrosenkostüm, brachte.

Unwillkürlich heftete Erika ihre Augen auf den Brief.

Die Schrift war offenbar die einer Frau. Der Poststempel war von Paris.

Lozoncyi hatte beim Anblick der Schrift ungeduldig mit den Achseln gezuckt; dann den Brief ungelesen und unerbrochen in der Hand zerknitternd, ließ er ihn in seine Tasche gleiten.

„Wollten die Damen nicht einen Blick in meine Werkstatt werfen?“ fragte er.

„Ich wollte Sie eben darum bitten, uns hineinzuführen,“ sagte Gräfin Lenzdorff, „ich bin sehr neugierig auf Ihre ‚Schweren Träume‘.“

„Ja!“ — er schüttelte sich wie im Fieberfrost — „schwere Träume — das ist das Wort!“

Das Atelier, in welches man durch eine Glasthür aus dem Garten trat, war ein ungemein großer und hoher, aber sehr schlichter Raum, alles darin verstaubt und wirr durcheinander geschoben — die Werkstatt eines sehr nervösen Künstlers, bei dem man nie aufräumen darf, der sich selbst von dem Kehricht seiner Kunst nicht trennen kann. Erikas Augen fielen sofort auf ein merkwürdiges und schauerliches Gemälde.

Eine einzige Figur in einem sich eng um die Glieder schließenden Gewand von unbestimmten Farben, den Kopf dürstend vorgeneigt, die Arme mit einer Gebärde qualvoller Sehnsucht tastend vorgestreckt, schritt auf einen Sumpf zu, aus dem ein Irrlicht aufflimmerte. Über ihr strahlten aus einem düsteren Nachthimmel reine, helle Sterne. Alles wundersam in Stimmung und Ausdruck: die traurige Harmonie der Farben, das sternendurchstrahlte Blaudüster des Nachthimmels, der fahle Sumpf und vor allem die weibliche Gestalt, an der jeder Gesichtszug, jede Fingerspitze, ja, jedes Fältchen ihres Gewandes Sehnsucht ausdrückte.

„Was dachten Sie darunter?“ fragte die alte Gräfin.

„Erraten Sie's nicht?“

Nein, sie erriet es nicht, Erika aber sagte sofort: „Blinde Liebe!“

Er sah sie schärfer an, als er sie noch je angesehen, dann fragte er: „Wie sind denn Sie darauf gekommen?“

„Ich sehe ja, wie die Figur dem Irrlicht nachschleicht und die Sterne unbeachtet über sich strahlen läßt. Sieh doch, wie sie einsinkt in den Sumpf, Großmutter! Es ist gräßlich!“ rief Erika.

„Blinde Liebe!“ wiederholte die Großmutter nachdenklich — der Gegenstand lag für sie sehr fern.

„Ja,“ sagte er, „die blinde Liebe, das Verhängnis der erniedrigenden Leidenschaft!“ Mit einem bitteren Lachen setzte er hinzu: „Nun, das einzig Tröstliche dabei ist, daß man die Irrlichter manchmal erreicht und die Sterne doch nicht erreichen könnte, selbst wenn man zu ihnen emporblickte!“

„Nein,“ rief Erika heftig, „das ist kein Trost! Tausendmal lieber die Hände vergeblich ausstrecken nach den Sternen, sich aufrichten und wachsen durch die Sehnsucht nach dem Unerreichbaren, als sich herniederneigen zu einem Glück, welches nur im Sumpf zu finden ist!“

Er beugte sich etwas zu ihr und sagte halblaut: „Das, was Sie gesagt haben, war sehr schön ... aber Sie haben doch nicht verstanden!“

*   *
*

„Nun, dem armen Teufel hast du gründlich den Kopf verdreht,“ meinte, gemütlich in den Polstern des schlanken Schiffleins zurückgelehnt, Gräfin Lenzdorff, während sie mit Erika nach Hause gondelte. „Es schadet ihm weiter nichts.“ Dann nach einer Weile setzte sie hinzu: „Von wem nur der Brief sein mochte, über den er sich so geärgert hat? Von der blonden Person etwa, mit der er in Bayreuth war?“

Erika antwortete nichts, stumm sah sie auf einen großen Strauß von Glycinen herab, den er zum Abschied für sie gepflückt. Plötzlich fuhr sie zusammen. Eine dicke schwarze Raupe kroch schwerfällig mitten aus den blassen, duftigen Blumen hervor. Mit einem kleinen Schrei des Ekels warf Erika den Strauß ins Wasser.

— — — — — — — — — — — — —

Zu gleicher Zeit stand Lozoncyi in seinem Atelier vor der Aquarellskizze, die er soeben von Erika Lenzdorff entworfen und die er mit dem Reißbrett, auf welchem er sie gemalt, auf eine Staffelei gestellt.

„Ein eigentümliches Geschöpf!“ murmelte er vor sich hin. „Erinnere mich kaum, etwas Interessanterem je begegnet zu sein; und bei all ihrer Vornehmheit und trotz ihrer Blässe gesund, reich entwickelt, nichts Verrenktes, Verkrüppeltes an ihr! Hm! wenn ich gut zähle, muß sie wenigstens vierundzwanzig Jahre alt sein. Wie kommt es, daß sie noch nicht verheiratet ist? Ob sie eine unglückliche Liebe hat? Sie scheint noch gänzlich unbefangen — fast als ob sie bisher ohne irgend eine Neigung durchs Leben gegangen wäre. Wie stolz sie den Kopf hält! Die Species war mir bisher unbekannt. Hm! Es giebt immer Frauenzimmer genug, welche die schmutzige Arbeit im Leben besorgen; ein paar müssen doch übrig bleiben, den heiligen Gral zu hüten.“ Er wendete sich nach der Thür des Ateliers, die in den Garten

hinausführte. Ein feuchter Dunst brütete jetzt über den Blüten, aus der Erde stieg es wie ein berauschender Dampf. Ein eigentümliches und nicht sehr angenehmes Lächeln trat auf seine Lippen. „Der Frühling kümmert sich einen blauen Kuckuck um den heiligen Gral; er geht seinen Weg," murmelt er, „er geht seinen Weg!"

* *
*

Paul Lozoncyi war ein Wiener Kind, was nicht verhindert, daß er nicht einen Tropfen deutsch-österreichisches Blut in sich hatte; sein Vater war ein verarmter ungarischer Edelmann gewesen, seine Mutter eine Tingel-Tangel-Koryphäe von unbestimmbarer Nationalität.

Ehe Istwan Lozoncyi Marinja Zelinská geheiratet — und das war um mehrere Jahre nach der Geburt seines Sohnes —, hatte er trotz der Beschränktheit seiner Mittel immer noch zu der Gesellschaft gehört. Der verhängnisvolle Schritt stempelte ihn zum Deklassierten. Ober-

lieutenant bei den Kaiserhusaren, hatte er sofort nach seiner Heirat den Dienst quittieren müssen. Er ärgerte sich rasend darüber und log sich selber vor, er mache sich nichts daraus. Den Rest seines Lebens hörte er nicht mehr auf, über die gute Gesellschaft loszuziehen, und besonders über die sogenannten anständigen Frauen, die er nicht mehr grüßen durfte, wenn er neben seiner Gattin über die Straße ging. Übrigens sah man ihn selten mit seiner Frau; er zeigte sich mit ihr so wenig als möglich.

Er hatte sie geheiratet um des Kindes willen, das sie ihm ohne diese Konzession nicht überlassen wollte, dem er eine Zukunft zu sichern trachtete und das er abgöttisch liebte. Seine Beziehungen zu ihr waren ihm fast gleichgültig geworden trotz der Gewohnheit, die ihn mit ihr verband, aber für das Kind hätte er das Blut aus seinen Adern gegeben. Gutmütig, aber charakterlos, lebte er, einmal verheiratet, mit ihr so ziemlich wie früher, das heißt ohne einen Versuch zu machen, für sie von seinem Nächsten das zu verlangen,

was er selbst nicht für sie hatte — ein wenig Achtung.

Da ihm die militärische Carriere abgeschnitten war, strich er mit Ostentation das „von“ von seinen Visitenkarten — freilich nur mit Bleistift — und verdiente sich sein Brot, so gut er konnte, als Agent einer großen Weinhandlung, wobei er das Gefühl seiner socialen Erniedrigung nicht einen Augenblick verlor.

Seine Frau, bildschön, sehr begabt, sehr gutmütig und ohne jeglichen sittlichen Ernst, ja ohne irgend einen Begriff von etwas Derartigem, paßte in die beschränkte, kleinbürgerliche Existenz, die er ihr geschaffen, so schlecht als möglich, hielt ihren Haushalt schlampig, hörte nie auf, sich zu schminken, machte Schulden hinter dem Rücken ihres Mannes und ließ sich, wo sie noch irgend konnte, die Cour machen. Sie zankten sich beständig und warfen einander gegenseitig unermüdlich ihr verdorbenes Leben vor. Sie fing gewöhnlich an bei dieser erbaulichen und fruchtbaren Beschäftigung und er replizierte. Übri-

gens starb sie bald unter tragischen Nebenumständen, Vater und Sohn blieben allein.

Istwan Lozoncyi erzog seinen Sohn, so gut er es verstand. Er brachte ihm bei, streng auf das point d'honneur zu halten und einer Frau unter gar keinen Umständen besondere Wichtigkeit beizumessen.

Der kleine Paul nahm diese Lebensauffassung als etwas ganz Natürliches hin; erstens wußte er von keiner anderen und zweitens glaubte er seinem Vater immer aufs Wort.

Mochte man Istwan Lozoncyi verübeln, was man wollte — und Gelegenheit fand man dazu eigentlich recht viel —, dies eine mußte man ihm lassen, in seiner väterlichen Liebe war er rührend. Er knauserte für sich an einem Bissen Brot, nur um dem Jungen jede Bequemlichkeit gönnen zu können, die er für seine Gesundheit, und um ihm die Lehrer halten zu können, die er für seine Bildung notwendig hielt. Aber bei aller Sparerei kam nicht viel heraus; manchmal in der Nacht grub er sein Gesicht in die Kissen

und weinte heimlich darüber, daß er seinem bildschönen und begabten Jungen kein anständiges Lebensschicksal sichern konnte. Was er ihm an Glücksgütern schuldig bleiben mußte, ersetzte er ihm an Zärtlichkeit, einer rasenden, fast krankhaften Zärtlichkeit, die nach und nach das Lebenselement des Knaben ausmachte.

Paul hatte gerade seine sechste Gymnasialklasse so gut durchgemacht, als man es von einem Burschen, der seine ganze freie Zeit daran wendet, die Welt und die umliegenden Ortschaften in billigen Aquarellfarben zu verewigen, erwarten konnte, als sein Vater, und zwar plötzlich, an einer Lungenentzündung starb. Er hinterließ an Vermögen so gut wie nichts, an Verwandten nur eine Schwester, die, eine etwas verdrehte alte Jungfer, in München in einem Dachkämmerchen der Kunst lebte. Der einzige, von dem der kaum sechzehnjährige Paul eine Unterstützung zu erwarten hatte, war der Weinhändler Fischer, der ehemalige Brotgeber Istwan Lozoncyis. Herr Fischer bewies sofort, wie sehr ihm das Wohl

des Sohnes seines Agenten am Herzen lag, indem er ihn als Lehrling in einem Kolonialwarengeschäft unterbrachte.

Der Zustand des Knaben war unbeschreiblich! Bei dem Tode seines Vaters hatte er geweint, wie jedes Kind, das halbwegs ein Herz in der Brust hat, bei so einer Gelegenheit weint, aber die ganze Tragweite seines Verlustes hatte er erst später empfunden. Ein gräßliches Heimweh nach dem Nest, nach der unermüdlichen, zärtlichen Verwöhnung des Vaters quälte ihn. Er hatte beständig die Empfindung, als ob er am ganzen Körper fröre. Das war an und für sich so schrecklich, daß ihm anfangs gar keine Zeit blieb, über irgend etwas anderes unglücklich zu sein, wie z. B. darüber, daß er seine Tage in einem Laden verbringen mußte, dessen dicke, stickige Luft ihm Übelkeiten verursachte, und zwar damit, fette Heringe und Käse in Pakete zu wickeln, die immer auseinander gingen, und Rechnungen zusammenzuaddieren, die nie stimmten. Das war Nebensache. Aber niemanden

neben sich zu haben, der sich an ihm freute, niemanden, der ihm zulachte, wenn er mit ihm sprach, niemanden, für den er sich irgend eine dumme kleine Überraschung ausklügeln konnte, niemanden, der an ihm herumgezupft hätte, um ihn schön zu machen, und niemanden, in dessen warme Hand er seine Wange schmiegen konnte, wenn er sich irgendwie ausgezeichnet hatte, das war gräßlich. Er wurde von einem wahren Hunger nach Liebkosungen befallen und knüpfte schließlich eine Freundschaft an mit einem abscheulichen Köter im Hinterhof, nur um sich an eine warme, lebendige Kreatur anschmiegen zu können.

Eines Tags erschien sein Gönner, um nach ihm zu sehen, das heißt um sich an dem Anblick seiner Degradation zu weiden. Der Kaufmann konnte dem Knaben kein besonderes Zeugnis ausstellen. „Ein guter Kerl, aber dumm," lautete sein Ausspruch.

Herr Fischer nahm eine wichtige Miene an. „Ich sag's Ihnen immer, sein Vater hat sich

an dem Burschen versündigt! Er hat ihn verwöhnt wie einen Prinzen, während er sich von mir buchstäblich sein Brot schenken ließ," erklärte er.

Als er diese Worte hörte, überkam den jungen Paul ein solcher Zorn, daß er den Elenden beim Kragen packte und ins Gesicht schlug.

Der Kaufmann nahm ihn bei beiden Armen; der Knabe war schlecht genährt und eher schwach für seine sechzehn Jahre, infolgedessen wehrlos. Dem großen Herrn zu Ehren, den er beleidigt hatte, wollte der Kaufmann ihn auf die Bank legen und mit dem Riemen durchhauen.

Paul biß die Zähne ineinander. Schließlich war er der Sohn eines Offiziers, und nicht einmal sein Vater hatte je die Hand an ihn gelegt. Die Welt schwankte unter ihm. Wenn sein Gönner gewußt hätte, welchen Eindruck ihm die Prügel machten, er hätte sie ihm nicht erspart; aber er sah in der starren Verzweiflung des Jungen nur physische Feigheit.

Auf das Wort Herrn Fischers hin erließ

ihm sein Prinzipal die Strafe und jagte ihn einfach auf die Straße hinaus. So schnürte er denn sein Bündel, packte seine armseligen Schmieralien sorgfältig in eine Mappe zusammen, nahm Abschied von dem Köter im Hinterhof und machte sich, da ihm das Reisegeld fehlte, zu Fuß auf den Weg zu seiner Tante Illona nach München.

Auf dieser Fußtour, bei welcher er sich oft gründlich verirrte, machte er die Bekanntschaft der kleinen Erika, und dank der fünf Gulden, die sie ihm in die Tasche gesteckt hatte, erreichte er München, wo er richtig seine Tante Illona fand.

Sie erschrak erst vor seiner Zerlumptheit und geriet gleich darauf außer sich über sein Genie, das ihr aus den in seiner Mappe mitgebrachten Kärtchen sofort in die Augen sprang.

Hierauf räumte ihm die arme alte Jungfer — sie war älter als sein Vater — ein Loch in ihrer kleinen Wohnung und bettelte ihm den Unterricht bei dem besten Professor in München aus. Sie kannte den Professor nicht, aber wie

den meisten sehr anspruchslosen Frauen fehlte es ihr gänzlich an jener Angst, sich lächerlich zu machen, die so viele überkluge, aber eitle Menschen in ihrem Wesen einengt. Sie nahm seine Mappe unter den Arm, und indem sie ihren Neffen auf der Straße unten stehen ließ, erbettelte und erzwang sie sich durch tausend rührende, selbstlose Zudringlichkeiten den Eintritt zu dem großen Mann.

Paul lebte mit ihr zusammen bis zu seinem ersten Erfolg. Sie und ihre Freundin Agathe von Horn waren die einzigen anständigen Frauen, mit denen er bis dahin in näherem Verkehr gestanden. In seinen Augen waren sie trotz all ihrer großen Vorzüge, die er anerkannte, doch halb verkümmerte Kreaturen. Er verehrte sie wie eine Art Heilige; aber in seine Verehrung mischte sich ein fast verächtliches Mitleid.

Die Lebensanschauung, die ihm sein Vater fast unbewußt eingeimpft, war mit ihm gewachsen.

*   *
*

Erst hatte er Erika fast abgestoßen, dann hatte er ihrer Eitelkeit geschmeichelt. Nach und nach interessierte sie sich für ihn; aber gleich von Anfang hatte er ihre Phantasie beschäftigt, wie sie noch kein Mann beschäftigt hatte, trotzdem daß seine nur wenig verhüllte Lebensauffassung sie bis ins Marternde verdroß und sie erriet, daß es in seiner Seele schwüle Schatten gab, denen sie sich nicht nähern durfte, und daß, so vollendet und ritterlich er Frauen wie ihre Großmutter und sie als eine vornehme Abart des weiblichen Geschlechts zu respektieren wußte, sie beide für ihn doch nur eine Abart blieben — etwas Kurioses, das einen interessiert, weil man ihm selten begegnet. Über dies alles grübelte sie sich häufig die Seele wund, während sie so manche Nacht im fiebrigen Halbschlaf ihren schönen Kopf über das Kissen schob.

Und aus all der Unruhe tauchte endlich etwas Seltsames auf, etwas Ehrgeiziges, Rührendes, Thörichtes. Sie stellte sich die Aufgabe, ihn zu edleren Lebensansichten zu bekehren.

Wie viele Unglückliche sind schon an diesen Bekehrungsversuchen zu Grunde gegangen! — zu Grunde gegangen daran, daß sie, wenngleich widerwillig und entrüstet, ihre Phantasie gewöhnten, sich mit Dingen zu beschäftigen, um die sich einfach nicht zu kümmern für eine anständige Frau das einzig Richtige ist.

— — — — — — — — — — — — —

Daß Erika unbefangen mit dem Feuer spielte, war an und für sich nichts Merkwürdiges, aber daß ihr die Großmutter mit lächelndem Gleichmut bei dieser Beschäftigung zusah, das war allerdings staunenswert.

Es giebt eben Gelehrte, die als Fanatiker einer von ihnen selbst aufgestellten Hypothese oder Theorie ihren ganzen Verstand darauf verwenden, diese Hypothese einseitig zu beleuchten und jedes sie in ihren Folgerungen allenfalls verwirrende Licht, das von einer anderen Seite einfallen könnte, mit Gewalt abzusperren.

*　*
*

Anfangs war das Porträt unglaublich rüstig vorwärts geschritten; jetzt waren Wochen vergangen, und noch immer konnte Lozoncyi kein Ende finden.

Er malte es lebensgroß, als Kniestück und, um Erika nicht zu ermüden, sitzend, in einem Savonarolasessel und mit einem großen Strauß von matt lila Glycinen auf dem Schoß. Nicht die geringste Pose, keine Spur von Konvention!

„Setzen Sie sich ruhig hin, so wie es Ihnen am bequemsten ist,“ hatte er seinem Modell gesagt. „Jede Stellung, die Ihnen natürlich ist, muß schön sein, etwas Häßliches könnten Sie sich höchstens mühsam ankünsteln.“

— — — — — — — — — — — — —

Die Tage folgten einander, die langen lauen Frühlingstage. Als die beiden Damen zum erstenmal bei Lozoncyi erschienen waren, hatte man noch überall den rauhen grauen Anwurf der Mauern, welche das Gärtchen umschlossen, hinter den dürftig belaubten Büschen schimmern sehen. Jetzt war das Grün überall üppig und dicht,

die Rosen blühten und der Flieder hatte bereits begonnen zu welken.

Die Glycinen waren längst verschwunden von der Welt, und die beiden Akazienbäume, in deren Schatten der Faun frohlockend die dicken Arme in die Luft hielt, waren wie eingetaucht in grün durchschimmertes Weiß und strömten einen Duft von betäubender Süßigkeit aus.

Auch das Atelier war anders geworden. Als sie es zum erstenmal besucht, war es kahl gewesen wie ein Schuppen — jetzt fanden sie es jedesmal, wenn sie kamen — und das war drei- bis viermal die Woche —, mit den herrlichsten Blumen ausgeschmückt.

Wenn sie sich zurückzogen, packte Lozoncyi jedesmal davon zusammen, was von der sich mehr und mehr steigernden Hitze nicht gelitten hatte, und trug es in ihre Gondel. Bisweilen fuhr die Gondel mit den Blumen und Gondolieren allein nach dem Britannia, Lozoncyi führte seine Gäste zu Fuß auf pittoresken Umwegen nach Hause.

Es war ein großer Genuß, mit ihm spazieren zu gehen. Kein Mensch wußte so wie er auf den Reiz irgend eines an und für sich nichtigen Details aufmerksam zu machen, auf irgend eine Schönheit, die oft nur in einem malerischen Farbenflecks bestand, aus einem Geranium, das aus dem Fenster eines verödeten Hauses herausblühte.

„Mein Gott!“ bemerkte zuweilen die alte Gräfin, „in allen diesen Gäßchen bin ich hundertmal gewesen, und wenn ich mit Ihnen an diesen selben Häusern vorüberspaziere, so ist mir's, als sähe ich sie zum erstenmal! Sie haben ein eigenes Geschick dazu, einen zu lehren, das Leben schön zu finden!“

„So? Hab ich das?“ murmelte er. „Nun, wie viele andere Menschen versteh ich offenbar zu lehren, was ich selbst nicht kann!“

Erika hatte sich bald dermaßen in seine Eigenart hineingelebt, daß sie sich gewöhnte, mit seinen Augen zu sehen, und oft noch schneller als er selbst. Eine besondere Freude gewährte es ihr, wenn sie einen malerischen Punkt früher als er

entdeckt hatte und nun ihrerseits ihn darauf aufmerksam zu machen vermochte. Er würdigte ihre Entdeckungen stets großer Aufmerksamkeit, lobte ihre feine künstlerische Empfindung, versicherte ihr, daß er dieselbe in diesem Maße noch bei keiner zweiten Frau angetroffen habe, und dann endigte seine und ihre gegenseitige Freude über einen verfallenen Thorbogen, in dessen Tiefe man eine zerzauste Venetianerin ein rotbraunes Segel flicken sah, in einer lachenden Neckerei. Dann fragte die Großmutter, wovon das Gespräch handle, und Lozoncyi antwortete: „Wir lehren einander gegenseitig das Leben schön finden, Gräfin Erika und ich.“ Und einmal suchte er dabei den Blick des jungen Mädchens und sagte herb: „Schade, daß das alles so bald aufhören muß!“

Alle seine schroff abbrechenden Redensarten, die, hart an eine Liebeserklärung streifend, sich dennoch nie ganz in eine solche ausgestalteten, deutete sie sich natürlich auf dieselbe Weise. Er liebt mich, aber er hat nicht den Mut, auf eine

Gegenliebe meinerseits zu hoffen; er ist überzeugt davon, daß ich für ihn unerreichbar bin.

Ihre Eitelkeit war bis zum äußersten geschmeichelt durch die Überzeugung, diesem ungewöhnlichen, großartig begabten Menschen ein so tiefes Gefühl eingeflößt zu haben.

* *
*

„'s ist doch etwas Fürchterliches und Ergreifendes, der armen gequälten Menschheit zuzusehen, wie sie nach Tausenden und Abertausenden von Jahren noch immer ihren Gott sucht, der sich ihr nicht zeigen will!" sagt Erika mit einem leichten Schauer zu Lozoncyi, indem sie durch das Portal einer offenen Kirche blickt, in der sich die Gläubigen kniend um den Altar drängen, die Stirn gegen den kalten harten Stein gedrückt.

„Was wollen Sie?" erwidert er ihr. „Der ganze Fortschritt der Menschheit, alles, was sie in der Kunst geleistet hat, in der Poesie, alles,

was an ihren Leistungen überhaupt der Mühe wert ist genannt zu werden, basiert auf diesem Suchen, dem Sichdurchringenwollen zu der ewig unsichtbaren Gottheit. Sollten wir sie je von Angesicht zu Angesicht erschauen, so wär's ja mit all unseren armseligen kleinen Bestrebungen zu Ende, wir hätten kein Interesse mehr daran, und das ganze Kartenhaus unserer Errungenschaften fiele in sich zusammen!"

„Und wenn sich die Menschheit eines Tages davon überzeugte, daß der Gott, den sie seit Jahrtausenden sucht, gar nicht existiert?" sagt Erika leise.

„Nun, dann wär's erst recht mit allem zu Ende," erwidert er ihr. „Eine Zeit lang würden die Menschen das Kartenhaus ehrgeiziger stützen als je; aber schließlich würden sie's müde werden, sich aufrecht zu erhalten, um in den leeren Himmel hineinzuschauen — binnen kurzem würden sie auf allen vieren kriechen und Gras fressen!"

„Ach, Kinder, erlaßt mir eure Metaphysik und freut euch lieber daran, daß die Welt heute

so schön ist und daß ihr am Leben seid, um sie zu genießen!“ Mit diesen Worten ruft die alte Gräfin die beiden jungen Leute aus den Höhen ihrer philosophischen Betrachtungen in die Wirklichkeit herab. Und sie lachen und geben ihr recht.

Ein Sonntag-Nachmittag ist's und die Luft voll Glockengeschwirr und voll von dem Geruch des Weihrauchs und der Wachskerzen, den die heute ganz Venedig durchziehenden Prozessionen zurückgelassen haben.

Zu dreien gehen sie spazieren durch die einschläfernde Nachmittagshitze. Durch eine der breiteren Callen schreiten sie, rechts von ihnen der farbige Wirrwarr eines Gemüsekrams, links die Auslage irgend einer Garküche, schönes altes Kupfergeschirr und dazwischen das Violettgrün einer Schüssel mit Artischocken. Weiter gehen sie, immer weiter — über leicht gewölbte Brücken, unter denen das grüne Wasser sich langsam hinschleppt, über große öde Plätze, aus deren grasdurchwuchertem Pflaster ein bleiches Standbild

aufragt. Weiter, immer weiter in die sich länger und länger hindehnenden Schatten hinein.

Jetzt befinden sie sich auf einem der ärmeren Campi an der anderen Seite des Kanals hinter dem Rialto, an allen Seiten verwitterte Häuser mit grünlichen und himmelblauen Jalousien, von denen viele, lebensgefährlich an einer Angel hängend, knarren und wimmern.

Unten auf dem breiten, unregelmäßigen, aus sehr großen, ausgetretenen Steinen bestehenden Pflaster welke Blüten und Rosenblätter, den Weg der vorübergehenden Prozessionen bezeichnend. Die Luft ist drückend heiß. Eine Schwermut voll schwüler Träume schwebt über allem. Erika und Lozoncyi sind beide stumm geworden.

„An was denkt sie?“ fragt er sich, indem er sie immer und immer wieder verstohlen ansieht. Ihr Gang ist etwas schleppender, träger als sonst, ihr Gesicht blässer, nur die Lippen darin sind tief rot.

„Der Frühling hat sie auf die Lippen ge-

küßt," sagt sich der Maler, „es ist endlich über sie gekommen, auch über sie!"

An einem Steinbogen führt sie ihr Weg vorbei, einer halb verfallenen Gartenpforte, über die sich blütenbeladene Zweige von Rosen und Jasmin neigen. Wie tief sie sich niederbeugen zur Erde, wie von einem geheimnisvollen Magnetismus angezogen, und zwischen dem wuchernden duftenden Frühlingsgewirr sitzt auf einer Stufe ein junges Paar, ein Matrose und ein Mädchen aus dem Volke; beide bildschön. Hand in Hand, Auge in Auge sitzen sie da, leise redend, eng aneinander geschmiegt, selig, weltvergessen.

Die Großmutter betrachtet das hübsche Genrebild wohlwollend durch ihr Lorgnon. „Haben die beiden glücklich ausgesehen!" ruft sie halb lachend Lozoncyi zu, nachdem sie an dem Liebespaar vorüber ist.

„Das läßt sich nicht leugnen," sagt er achselzuckend; dann, etwas hinter der alten Frau zurückbleibend, zu Erika: „Ich glaube, das sind auch zwei, die einander lehren, das Leben schön

finden, wie wir, Gräfin Erika — nur in einer anderen Tonart!“

Er sagt das herausfordernd scherzhaft; sein Blick sucht den des jungen Mädchens. Erika aber hält die Augen zu Boden gesenkt. Sie ist noch blässer als früher. Es ist, als ob eine mächtig niedergehaltene innere Unruhe sie quäle. Immer aufmerksamer beobachtet er sie.

„Erinnern Sie sich dessen noch, wie böse Sie mir waren, als ich mir erlaubte, Ihnen gegenüber zu behaupten, daß die Liebe das Wichtigste im Leben sei?“ flüstert er.

Eine Pause — sein Herz klopft stark. Er möchte die Worte lieber nicht gesagt haben. Wird sie ihm dieselben übel nehmen? Da hebt sie die schweren müden Augenlider, und ihn voll ansehend, spricht sie langsam: „Ich war Ihnen böse, weil Sie das leichtfertig gesagt hatten!“

Ist ein Blitz vor ihm in die Erde gefahren, oder hat der Frühling ihm plötzlich alle seine Blüten vor die Füße gestreut? Er atmet kaum mehr. Dann — wie findet er den Mut, es

auszusprechen — leise schleppend murmelt er: „Und wenn ich mir erlauben wollte, es Ihnen ernsthaft zu sagen?"

Er bemerkt, wie sie zusammenzuckt; dann hebt sie den Kopf, etwas Feierliches liegt in ihrem Gesichtsausdruck; sie will die süßen Lippen öffnen. Da wendet die Großmutter sich um. „Es ist unerträglich schwül heute," ruft sie schärfer als sonst, fast ungeduldig; „ich komme nicht mehr weiter, führen Sie uns doch bis zum nächsten Gondelstand, Lozoncyi!"

* *
*

„Wohin soll das führen?"

Zum hundertstenmal seit den letzten zwei Stunden stellte sich Lozoncyi die Frage.

„Wohin soll das führen?"

Er stand in seinem Atelier vor dem unvollendeten Bilde Erikas. — Unvollendet!

„In der nächsten Sitzung kann's fertig sein — es ist unnütz, sich ein X für ein U darüber

vorzumachen — seit zehn Tagen halte ich sie doch nur mehr so hin von einem Mal zum anderen. Warum? Weil ich mir nicht denken kann, wie mir zu Mut sein wird, wenn sie nicht mehr kommt. Und doch, wohin soll das führen ...?"

Er war sehr blaß, der Schweiß stand ihm auf der Stirn; er trachtete sich abzuwenden von dem Porträt, aber wie er auch sich bemühte, immer wieder zog ihn etwas vor das Bild. „Ein herrliches Geschöpf!" murmelte er vor sich hin, „einzig in ihrer Art; es erhöht den ganzen sittlichen Standpunkt eines Mannes, mit einem solchen Geschöpf zu verkehren. Hm! eh ich sie kannte, wußte ich gar nicht, daß ich überhaupt einen sittlichen Standpunkt habe." Er lachte etwas bitter vor sich hin. Und wieder heftete er die Augen auf das Bild. „Sie ist schön!" murmelte er zwischen den Zähnen. „Es ist ein Unsinn für ein Wesen ihrer Art, so schön zu sein — ein Widerspruch der Natur, eine reine Verschwendung!" Er stampfte mit dem Fuß auf

den Boden. Es ärgerte ihn, daß sich ein unreiner Gedanke in seine Bewunderung Erikas hineingeschlichen. „Seltsames Geschöpf! Welche Augen! so hell, so tief, so durchdringend!“ Er konnte nicht aufhören, sich mit ihr zu beschäftigen, die Leidenschaft für sie rüttelte ihm an allen Nerven.

Sie war ein junges Mädchen. Mochte er auch vor Sehnsucht nach ihr verschmachten, er hätte ebensogut daran gedacht, die silbernen Leuchter vom Hauptaltar der Markuskirche zu stehlen, als auch nur den leisesten Versuch zu machen, sich ihr in irgend einer bedenklichen Weise zu nähern. So etwas hätte durchaus gegen den Kodex von Ritterlichkeit verstoßen, den er sehr hoch hielt.

Aber wie er sich auch mühte, konnte er seine alles verdeutlichende Malereinbildungskraft nicht losreißen von ihrer Schönheit.

Er liebte sie — das wußte er schon lange. Aber bis jetzt war seine Liebe zu ihr ein zartes, edles Empfinden gewesen — etwas, dessen er

sich selbst nicht fähig gehalten, das ihn vor sich selbst adelte. Er hatte das Gefühl einer Art Erleichterung und Erholung gehabt in ihrer Nähe, er hatte sich innerlich gehoben gewähnt durch den Verkehr mit ihr. Aber damit war's vorbei.

„Das Schöne an der Liebe ist der Traum, der ihr vorangeht," murmelte er vor sich hin. Der Traum war ausgeträumt, was nun ...?

Da kam ihm ein letzter wahnsinniger Gedanke. „Sie ist durchaus ungewöhnlich, es ist ein großmütiger, überspannter Zug in ihr, welcher sie über alle Kleinlichkeit hinüberträgt. Hätte sie sich vielleicht entschließen können, mich zu heiraten?"

Es schüttelte ihn plötzlich wie im Fieber — er wehrte die lockende Vorstellung von sich ab wie eine folternde Qual. „Nein — nein — nein!" rief er heftig, „es ist eine Thorheit, so etwas nur zu denken! Trotz all ihrer Begeisterungsfähigkeit, trotz all ihrer manchmal über das Ziel hinausschießenden Warmherzigkeit ist sie ja

viel zu sehr Comtesse, um sich so etwas nur einfallen zu lassen!"

Sein Mund war trocken, eine eiserne Hand würgte ihn an der Kehle. Er wendete dem Bild den Rücken zu und trat hinaus in den Garten. Graue Gewitterwolken bedeckten den Himmel. Die Blumen neigten die Köpfe erdenwärts — ferner, lang ausatmender Donner umgrollte den Horizont.

„Und wenn es doch wäre!" murmelte er dumpf.

* *
*

Erika saß an dem Fenster ihres Boudoirs, in den weißlichen Abend hinausschauend. Rings um sie herum war es bereits dunkel, zu dunkel, um zu lesen — draußen war die Luft noch durchsichtig genug. Ihre Fenster blickten in das kleine Gärtchen des Hotels herab — das Gärtchen, das um diese Jahreszeit aussah wie ein einziges großes Rosenbeet mit einem schmalen Sandweg herum. Der süße Geruch der Rosen drang zu ihr empor und zugleich mit ihm, von

ihm unzertrennlich, der faule, sumpfige Hauch der Lagune.

Ein paar ferne Glocken schwirrten noch immer, und das Wasser schlug leise gegen den Fuß der alten Paläste an.

In tiefe Gedanken versunken saß sie da. Die Lebensaufgabe, nach der sie sich so lange gesehnt, lag endlich vor ihr.

Daß Lozoncyi sie liebte, darüber konnte bei ihr kein Zweifel bestehen — nein, selbst bei einer mißtrauischen Grüblerin, wie sie es war, konnte ein Zweifel an seiner Liebe nicht aufkommen. Er liebte sie, wie sie geliebt werden wollte: mit Verehrung und Bewunderung, mit genauer Würdigung ihrer Eigenart.

Die Zukunft that sich vor ihr auf, hell, leuchtend. Es kam ihr vor, als ob sie es hätte von jeher ahnen sollen, daß sie für etwas ganz Besonderes auserkoren war.

Warum er ihr bis jetzt noch nie ein direktes Geständnis seiner Gefühle abgelegt? Auf diese Frage wußte ihr Hochmut immer dieselbe Ant-

wort: Er wagt es nicht! Es war an ihr, ihm einen Schritt entgegen zu thun.

So weit war sie in ihren Gedanken gekommen, als Marianne eintrat, eine Karte in der Hand. „Herr von Lozoncyi," meldete sie.

„Haben Sie ihm gesagt, daß ich zu Hause bin?"

„Nein, ich habe gesagt, ich würde nachsehen. Wenn Excellenz abwesend sind, sage ich nie etwas Bestimmtes," erwiderte Marianne.

Die alte Gräfin hatte sich vor kurzem entfernt, um einen Besuch in der Nachbarschaft zu machen; Lüdecke begleitete sie.

Einen Augenblick zögerte Erika, dann drehte sie das elektrische Licht auf und ließ Lozoncyi bitten, sich heraufzubemühen. Zwei Minuten später trat er ein. Freundlich machte sie ihm ein paar Schritte entgegen. Sie erschrak, als sie in sein Gesicht sah, so bleich und verfallen war es.

„Sind Sie krank?" rief sie aus, „oder bringen Sie mir die Nachricht von einem Unglück,

das Sie betroffen hat?" Die warmherzige Teilnahme, welche aus ihrer Stimme sprach, vermehrte seine Unruhe.

„Keines von beiden," erwiderte er ihr, indem er versuchte, einen leichteren Ton anzuschlagen. „Ich bin nur gekommen, um ..." Er stockte. Weshalb war er eigentlich gekommen? Der Gedanke, daß sie ein stärkeres Gefühl für ihn empfinde — ein Gedanke, der heute zum erstenmal in ihm aufgetaucht war —, hatte sich nicht bannen lassen wollen. Seit einer Stunde schleppte er die lockende Folter durch die einsamsten Gäßchen Venedigs, ohne im stande zu sein, sie von sich abzuschütteln. Er mußte sie sehen — Gewißheit haben — und dann ...

Ach, er konnte keinen klaren Schluß ziehen — nur sehnen konnte er sich nach ihr!

Er hatte sich einen Vorwand ausgedacht zur Erklärung seines Besuches, aber er konnte ihn nicht finden; statt alles anderen sagte er:

„Es ist sehr lieb von Ihnen, daß Sie mich trotz der Abwesenheit Ihrer Großmutter anneh-

men, und ich will mich Ihrer Gnade auch würdig zeigen, indem ich Ihnen so kurz als möglich zur Last falle."

„Im Gegenteil," erwiderte sie, „ich hoffe, daß Sie uns Ihren Abend schenken werden. Meine Großmutter muß in wenigen Minuten zurück sein, und dann wollen wir's uns recht gemütlich machen."

„Ich — ich kann mich nicht lange aufhalten," murmelte er zerfahren.

Seine Unruhe steigerte sich bis zum Unerträglichen. Eigentlich wußte er bereits das, was er wissen wollte — wußte auch, daß es die höchste Zeit für ihn sei, zu gehen; aber wieder vermochte er nicht es über sich zu bringen.

Draußen plätscherte die Lagune, die Nachtsänger von Venedig machten ihre erste Runde. Man hörte sie von fern: „Io son felice — t'attendo in ciel!"

„Bringen Sie mir morgen den Gesichtsausdruck ins Atelier mit," rief er heiser aus, „ich will ihn festhalten, so gut ich kann, zur

Erinnerung an das edelste Geschöpf, dem ich je begegnet bin! Sie kommen doch morgen?" frug er.

„Gewiß! Das Porträt ist beinah fertig, nicht wahr?"

„Ja, ich denke, morgen wird die letzte Sitzung sein," erwiderte er tonlos, „und dann ..."

„Und dann ...?" wiederholte sie.

„Dann ist alles aus!" sagte er hart.

Eine Pause — er wendet den Kopf ab. Da plötzlich — an sein Ohr, an sein Herz schlug's süß, leise: „Dann werden Sie nichts mehr von mir wissen wollen!"

Er zuckte zusammen, wie von einem elektrischen Schlag gerührt — ihm schwindelte. Indem trat in die offen gebliebene Verbindungsthür zwischen dem Salon der alten Gräfin Lenzdorff und Erikas Boudoir eine hohe, schlanke, etwas gebeugte Frauengestalt — die Gräfin Rheinsberg.

Sie sah sehr bleich aus, aber mit einem eigentümlichen, verklärten Glanz in den Augen, der sie ungemein verschönte. Was Erika an

ihr auffiel, war, daß sie nicht wie gewöhnlich um diese Zeit im Gesellschaftsanzug erschienen war, sondern ein schlichtes dunkles Morgenkleid trug.

„Marianne sagte mir, daß Sie empfingen,“ bemerkte sie mit ihrer angenehmen, schwermütig klingenden Stimme. „Störe ich nicht?“ Dabei ließ sie den Blick über Lozoncyi hingleiten.

„Nicht im geringsten,“ erwiderte Erika, heute, ohne daß sie wußte wodurch, mitleidig gegen die Arme gestimmt.

„O doch ... ein wenig,“ sagte die junge Frau, aber ohne nergelnde kleinliche Bosheit, sondern mit unendlichem Wohlwollen — einem Wohlwollen, in dem etwas Rührendes war.

Lozoncyi hatte nach seinem Hut gegriffen und wollte sich nun mit einer Verbeugung von den Damen verabschieden. Er dankte seinen Sternen für diese unerwartete Unterbrechung.

„Wollen Sie die Rückkehr der Großmutter nicht abwarten?“ fragte ihn Erika.

„Mir leider unmöglich!“

„Also adieu — auf morgen elf Uhr!“ rief sie ihm nach. Er antwortete nicht.

„Der arme Lozoncyi hat mich verwünscht,“ meinte die Gräfin Rheinsberg, „aber ich hab's ihm nicht übel genommen. Ach, Gräfin Erika, ich freue mich so für Sie!“ Sie sagte das so ehrlich und mit so großen, thränenglänzenden Augen, daß man ihr unmöglich böse sein konnte. Erika war ihr auch gar nicht böse, vielmehr freute sie sich darüber, daß jemand sie in ihrer edlen Großmut, auf die sie sich heimlich etwas zu gute that, verstanden und erraten hatte.

Die junge Frau nahm die Hand des Mädchens in die ihre und murmelte: „Ich finde es wundervoll, daß Sie den Mut haben, Ihrer Neigung zu folgen. O Erika! machen Sie's ihm nicht zu schwer!“

Da kehrte die alte Gräfin von einem Besuch aus der Nachbarschaft zurück.

Gräfin Rheinsberg blieb nur noch einige Minuten. Als die Uhr halb zehn schlug, wendete sie plötzlich den Kopf. „Adieu!“ rief sie,

und der feierliche Ernst, den Erika gleich bei ihrem Erscheinen bemerkt hatte, trat von neuem und deutlicher als früher auf ihrem Gesicht hervor. „Ich kann nicht länger bleiben, ich wollte Sie beide noch sehen und Ihnen danken, daß Sie so lieb und gut gegen mich gewesen sind!“

„Reisen Sie denn ab?“ fragte die Großmutter. Darauf gab sie keine Antwort. Sie küßte der Gräfin die Hand, dann an Erika herantretend, flüsterte sie: „Darf ich Ihnen einen Kuß geben?“

Erika nahm sie in ihre Arme und küßte sie.

„Gott behüte Sie!“ flüsterte ihr die junge Frau noch zu — dann war sie verschwunden.

„Was sie nur gehabt haben mag?“ murmelte die Großmutter, „sie war heute so eigentümlich!“

* *
*

Die ganze Nacht hatte es geblitzt und gedonnert, doch war kaum ein Tropfen Regen ge-

fallen; die Luft war am nächsten Morgen ebenso schwül als den Tag vorher.

In Lozoncyis Gärtchen sah, als Erika sich pünktlich um elf Uhr mit ihrer Großmutter dort einfand, alles matt und welk aus. Lozoncyi selbst war blaß, seinen Bewegungen fehlte die ihnen sonst eigentümliche rasche Elasticität und seinem Gesicht jedes Lächeln. Als Gräfin Lenzdorff ihn sofort frug, was er habe, beklagte er sich über den Scirocco.

Erika merkte, daß keine neuen Blumen das Atelier schmückten; es war das erste Mal, daß er es unterlassen hatte, seine Werkstatt festlich herzurichten. Etwas wie die Ahnung eines Unglücks umfing sie.

„Ich werde Sie heute ein wenig anstrengen müssen, damit wir endlich fertig werden mit dem Bild,“ sagte er, sehr rasch sprechend. „Nur das eine Mal müssen Sie noch Geduld haben, ich möchte Ihnen kein Bild geben, das nicht so gut ist, als ich es überhaupt machen kann.“

„Sie haben der Erika ohnehin schon viel zu

viel von Ihrer kostbaren Zeit geschenkt," versicherte ihm die Großmutter herzlich.

„So — meinen Sie?" murmelte er mit einer Bitterkeit, die sie nie früher an ihm wahrgenommen. „Finden Sie auch, daß es unsereinem nicht erlaubt ist, so viele Zeit auf sein Vergnügen zu verwenden?" Und ganz leise setzte er hinzu: „Freilich, es rächt sich!"

Erika sah ihn groß und erschrocken an; die Worte waren ihr ganz unverständlich, aber der Ausdruck seines blassen Gesichts war ein derart gequälter, daß das jederzeit leicht erregbare Mitleid in ihrer Seele von Sekunde zu Sekunde wuchs.

Wie gewöhnlich verfügte sie sich in das anstoßende Gemach, um mit Hilfe der bereits ihrer harrenden Lucrezia ihr Kleid zu wechseln. Als sie in das Atelier zurückkam, stand Lozoncyi die Hände in den Taschen seines Jacketts, mit dem Rücken gegen den Kamin neben ihrer Großmutter, die in ihrem Lieblingssessel saß und soeben die Frage an ihn richtete: „Was haben

Sie nur, Lozoncyi? Haben Sie an der Börse verloren?“

Er schüttelte den Kopf. „Nein,“ sagte er, indem er versuchte, auf ihren scherzhaften Ton einzugehen, mit gezwungener Ruhe.

„Also wo fehlt's? Vertrauen Sie sich mir an.“

Er räusperte sich. „Hm!“ begann er, „eigentlich sollte ich ...“ Da erblickte er Erika. „Ah, schon fertig?“ rief er aus. „Nun denn, malen wir!“

Sie konnte die Pose nicht gleich finden, er mußte ihr den rechten Arm ein wenig richten. Seine Hand war heiß wie die eines Fiebernden. Kaum hatte er Erika berührt, so zog er die Hand hastig zurück.

Dann trat er an die Staffelei, heftete den Blick auf sein Modell; lange musternd, blinzelnd, wendete sich wieder ab und begann zu malen.

Sonst war des Plauderns zwischen ihm und Erika kein Ende gewesen. Heute sprach er kein Wort; es war still in dem Atelier, totenstill,

man hörte das Knistern der Seiten des Romans, den die Großmutter umblätterte, das Zwitschern der Vögel in dem Garten draußen, man hörte das kurze feste Auffallen des Pinsels auf der Leinwand.

Eine Stunde war vergangen. Da trat er noch einmal von dem Bild zurück, heftete die Augen auf Erika, setzte noch ein paar Striche auf und betrachtete erst sie, dann das Bild.

„Sehen Sie sich's an," sagte er, jede Silbe hart hervorstoßend, „so gut ich's treffe, ist's fertig. Besser machen werde ich's nicht mehr!"

Sie traten beide an das Bild heran. „Ob es mir ähnlich ist, weiß ich nicht," sagte Erika, „aber jedenfalls ist es ein Meisterwerk!"

„Herrlich ist's!" rief die Großmutter, „die Kleine ist Ihnen eine famose Kerze schuldig! Sie haben ihr ordentlich geschmeichelt, und — en homme d'esprit — mit feinstem Verständnis."

„Geschmeichelt!" rief er. „Was ist da geschmeichelt! Den Ausdruck hab ich wiederzugeben getrachtet, den Ausdruck, den nicht jeder in dem

Gesicht entdeckt! Das ist das einzige Verdienst meiner armseligen Leistung — im übrigen ... eine Stümperei! ich bin mir nie so arm vorgekommen in meiner Kunst wie dem Bilde gegenüber." Mit diesen Worten warf er das ganze Bündel Pinsel, welches er in der Hand hielt, in den Kamin.

„Was fällt Ihnen ein?" fragte die alte Gräfin, „Sie sind ja heute schauderhaft aufgelegt."

„Ach, die Pinsel waren abgenützt," murmelte er, „und ein anderes Bild hätte ich doch nicht mit ihnen gemalt!"

Das Blut stieg Erika in die Wangen vor Freude. Sie hatte ihn verstanden. Seine große Aufregung und Traurigkeit beunruhigte sie nicht mehr. So fest überzeugt war sie, daß es ihr vergönnt sein würde, durch ein einziges Wort seine Trauer zu bannen.

„Eine Zeit müssen Sie mir das Bild noch lassen. Wenn es trocken ist, werde ich's firnissen, und dann schicke ich's Ihnen. Ich bitte Sie nur, mir anzugeben, wohin?" sagte er jetzt.

„Ich hoffe doch, daß wir im Verkehr bleiben werden, wenn nicht anders, so durch Korrespondenz," entgegnete ihm Gräfin Lenzdorff. „Ich versichere Ihnen, daß ich eine herzliche Freundschaft für Sie fühle. Die Besuche in Ihrem Atelier sind mir, obgleich ich eine sehr nebensächliche Rolle dabei gespielt habe, eine liebe Gewohnheit geworden, die abzubrechen mir schwer fallen wird. Melden Sie sich nur bei uns, wo Sie von uns hören, wir werden uns jederzeit freuen, Sie zu sehen."

Erika war indessen näher an Lozoncyi herangetreten. „Ich weiß kaum, wie ich Ihnen danken soll!" sagte sie.

„Gar nicht!" erwiderte er, „es ist nichts zu danken. Aller Dank ist auf meiner Seite. Denken Sie manchmal an den armen Teufel, der sich an Ihnen blind geschaut hat — das ist alles, was ich mir von Ihnen erbitte. Das heißt, noch eins … Sie erlauben mir doch, mir eine Kopie von dem Bilde zu machen für mich?"

Die Großmutter rief: „Geh dich umkleiden!“

Und Lozoncyi fragte: „Wollen Sie Ihre Sachen gleich mitnehmen, oder soll ich sie Ihnen schicken?“

Sie trat in das Nebenzimmer. Hastig, ungeduldig entledigte sie sich des weißen Kleides und that ihre Straßentoilette an. „Stopft das Zeug nur in den Koffer,“ befahl sie, indem sie Lucrezia ein Goldstück in die Hand steckte.

Ihr war seltsam zu Mut, das Herz klopfte ihr bis in den Hals hinauf. Werde ich noch einen Augenblick finden, um allein mit ihm zu sprechen? fragte sie sich.

„Schon fertig? — Das war schnell!“ rief die alte Gräfin, als sie ins Atelier zurückkam. „Haben Sie nach der Gondel geschickt, Lozoncyi?“

„Ja, Gräfin, ich wundere mich, daß sie noch nicht da ist. Indessen werde ich Ihnen die Rosen aus meinem Garten abschneiden; ich weiß ohnehin nicht, für wen sie noch blühen sollen, wenn Sie nicht mehr kommen.“

„Er trat hinaus in den Garten. Einen Moment zögerte sie, dann folgte sie ihm. Ein grauer Dunst deckte den Himmel zu, eine gräßliche Mattigkeit neigte alle Zweige erdenwärts. Alle Blüten, die Lozoncyi berührte, um sie für Erika abzuschneiden, zerfielen, ganze Haufen violettroter und braunweißer Blütenblätter lagen auf den Wegen.

Lozoncyi wendete sich nicht nach Erika um, sondern schnitt mit einer dicken, kurzen Gartenschere unbarmherzig von den Rosenbüschen, was sich ihm irgend bot. Ehe er sich's versah, stand sie vor ihm. Er fuhr zusammen. Sie legte ihm leicht die Hand auf den Arm. „Es ist sehr vermessen von mir," flüsterte sie leise, „aber mir will's nicht aus dem Kopf, daß ich ein Recht habe auf Ihre Sorgen. Drückt Sie etwas?"

Er sah sie groß an und versuchte zu lächeln.

„Der Abschied fällt mir schwer, Gräfin Erika ... das können Sie sich wohl denken," sagte er hart.

Das Mitleid in ihr wuchs und wuchs, aber zugleich kam noch etwas anderes über sie: eine plötzliche Unruhe, ein Zögern vor etwas, zu dem man sich zwingen muß. Auch war sie sich dessen unangenehm deutlich bewußt, daß sie im Begriff stand, etwas zu thun, wofür sie sich selbst bewunderte, und wofür sie von ihm nicht nur Liebe, sondern Bewunderung verlangte. Ihre Lippen blieben geschlossen und wollten sich nicht öffnen. Da schwirrten ihr die Worte der Gräfin Ada durch die Seele: „Machen Sie es ihm nicht zu schwer!" — Ja! sie wollte es ihm nicht schwer machen! Arme bethörte Erika!

Sie nahm sich zusammen — es mußte klar werden zwischen ihm und ihr. „Wenn Ihnen der Abschied wirklich schwer fällt, dann ... dann begreif ich nicht ... wozu wir überhaupt Abschied voneinander nehmen müssen," flüsterte sie. Die Thränen waren ihr in die Augen getreten — und er ... Sein Gesicht wurde aschfahl, die Rosen fielen ihm aus der Hand.

Da hörte man draußen die Glocke ziehen;

dann frug eine weibliche Stimme französisch mit starkem Pariser Accent: „Wohnt hier der Maler Paul Lozoncyi?“

Erika durchfuhr's. Wo hatte sie denn bereits diese Stimme gehört? — Da ... in den welkenden Garten hinein trat eine hohe, üppige Frauengestalt, wundervoll gewachsen und mit einem regelmäßig geschnittenen Gesicht — blond, leicht geschminkt, in jedem Fältchen ihres Kleides, in jedem Löckchen ihres blonden Haares, ja, selbst in dem Duft, den ihre ganze Persönlichkeit ausströmte, den Kultus verratend, den sie mit ihrem Körper trieb. Von ihrem weißen Hut herunter fiel ein blutroter Schleier über den oberen Teil ihres Gesichts, im übrigen war ihr Anzug einfach und kleidsam.

Erika erkannte sie sofort und erriet alles. Einen Moment drehte sich der Garten mit ihr, ihr war's, als müsse sie umsinken. Indes rief die Pariserin, während sie dem Maler mit ihrer sehr wohlgeformten und gut behandschuhten Rechten auf den Arm klopfte: „Une sur-

prise — hein, mon Bibi! Tu ne t'y attendais pas — dis?"

„Nein," erwiderte er scharf.

Sie runzelte die Brauen, und Erika mit einem herausfordernden Blick musternd, sagte sie: „Habe doch die Güte, mich vorzustellen!"

Er räusperte sich, dann wie ein Axthieb hart und scharf fiel's von seinen Lippen: „Meine Frau."

Erika hatte ihre Selbstbeherrschung zurückgewonnen. So weit war sie seit Bayreuth in ihrer Weltkenntnis vorgedrungen, daß niemand — nicht einmal Frau Lozoncyi — von ihr erwarten konnte, daß sie ihr freundlich entgegenkommen solle. Sie begnügte sich, auf Lozoncyis Vorstellung mit einem kurzen Kopfnicken zu danken.

Indem trat die alte Gräfin aus dem Atelier, um zu sehen, was es gab. Sie nahm sich gar nicht die Mühe, ihr Erstaunen zu verhehlen; wie ihr Lozoncyi die Fremde als seine Frau vorstellte, grüßte sie womöglich noch hochmütiger,

als Erika es gethan, und musterte die Pariserin durch ihr Lorgnon. Lozoncyis Diener meldete, daß die Gondel warte.

Erika reichte Lozoncyi zum Abschied die Hand und fand den Mut zu lächeln.

Die alte Frau reichte ihm ebenfalls die Hand, lächelte aber nicht. Ihr Ton klang sehr kühl, während sie ihm sagte: „Ich danke Ihnen noch für alle Freundlichkeit, die Sie für uns gehabt haben. Ich hatte Sie bitten wollen, heute abend mit uns zu essen, aber Sie werden sich wohl den ersten Tag nicht trennen wollen von … von Frau von Lozoncyi.“

Die Gondel stieß ab. Das Wasser rauschte auf unter dem ersten Ruderschlag und das Holz knarrte leise. Noch einen Augenblick stand er auf der Thürschwelle und sah Erika nach, dann trat er in das Haus zurück. Die hellgrüne Thür, welche Erika so gut kannte, schloß sich hinter ihm.

Was sie fühlte? Sie hatte keine Zeit, daran zu denken. Ihre ganze Kraft wendete sie daran,

ihre Aufregung zu verbergen. Sie ordnete ihr Kleid und machte eine Bemerkung darüber, daß das Wasser heute besonders trübe sei. In der That hatte es eine stumpfe, undurchsichtige, blaßgrüne Malachitfarbe. Die alte Frau achtete nicht darauf.

„Ich hatte keine Ahnung, daß er verheiratet ist!“ rief sie. „So etwas muß dem Menschen doch gesagt werden! Ein Mann hat kein Recht, das zu verheimlichen!“

Erika aber sagte nur in einem Ton, über dessen unbefangene Gleichgültigkeit sie sich selbst verwunderte:

„Schließlich, Großmutter, hat er nicht annehmen können, daß der Umstand für uns von dem geringsten Interesse sein könne.“

Sechstes Buch.

Neben vielen unbequemen und marternden Eigenschaften hatte die Vorsehung Erika eine verliehen, die ihr in jener Zeit sehr zu statten kam. Auf starke nervenerschütternde Eindrücke pflegten bei ihr ein paar Stunden starrer innerer Kälte und Härte zu folgen — ein paar Stunden, in denen sie mit trockenen Augen in die Welt gehen konnte, ohne daß der feinste Beobachter im stande gewesen wäre, ihr irgend etwas anderes anzumerken, als daß sie allenfalls häufiger und heller lachte als gewöhnlich.

Angenehm war dieser Zustand an und für sich nicht und gestaltete sich der darauf folgende Rückschlag sogar fürchterlich qualvoll, aber wenigstens wurde es Erika möglich, dank dieses mo-

ralischen Starrkrampfs, selbst in den kritischsten Momenten den Anstand zu bewahren.

Der Tag, an welchem ihre ganze Lebensaufgabe in Trümmern um sie herum lag, war mit gesellschaftlichen Verpflichtungen aller Art besetzt. Sie arbeitete sie alle durch: einen Nachmittagsthee mit Lawn-tennis, ein Diner und endlich einen Thee mit Musik beim österreichischen Konsul.

Ja, als die alte Gräfin, welche den Tag bei besonders guter Laune war, Erika auf dem Heimweg vom österreichischen Konsul vorschlug, ob sie sich nicht noch einen Augenblick bei Frau von Neerwinden aufhalten wolle, erklärte sie sich auch dazu bereit. Eigentlich weil sie heimlich hoffte, Lozoncyi zu treffen, denn sie sehnte sich danach, ihn zu sehen, nur um ihm beweisen zu können, wie gründlich er sich geirrt habe, wenn er wähnte ...

Übrigens hatte sie sich verrechnet. Er befand sich nicht bei Frau von Neerwinden. Anstatt seiner gruppierten sich um die Hausfrau

Minona mit verweinten Augen, Fräulein von Horn — diesmal ohne ihre drei Künstler —, Graf Treurenberg, ferner der Banquier Schmytt und Konstanze Mühlberg, letztere überquellend von Possen wie immer. Sie nahm Erika sofort beiseite und erzählte ihr, die Minona sei verweint, weil sie ihrer Freundin Frau von Neerwinden soeben ihre heimliche Verlobung mit einem jungen Gondolier gebeichtet und diese sich damit nicht einverstanden erklärt habe. Darüber sei die Minona sehr aufgebracht gewesen und habe der Neerwinden gesagt: „Von Ihnen hätte ich eine schwungvollere Auffassung der Situation erwartet!“ was die Neerwinden ihrerseits der Dichterin verübelt habe.

Um den Baldachin herum, wo die übrigen Gäste zusammen saßen, bewegte sich die Konversation indessen in den gewöhnlichen Klatschbahnen. Der Banquier erzählte etwas von einer Reliquie, welche ein unlängst zum Katholicismus bekehrter Amerikaner neuerdings seiner Sammlung eingefügt. Graf Treurenberg machte über

den Knochensplitter die denkbar unehrerbietigsten Witze und riet dem Banquier lebhaft, sich auch eine Reliquiensammlung anzuschaffen, es könnte für seine sociale Position von großem Vorteil sein. In die gute Gesellschaft käme man durch drei Dinge: durch Sport, Liebe und Heiligkeit. „Für den Sport sind Sie zu feig, für die Liebe zu alt, es bleibt Ihnen also nichts anderes übrig als die Heiligkeit," versicherte ihm der Graf, „für den Fall, daß Sie wirklich in gute Gesellschaft dringen wollen."

„Aber Hans! Wo befinde ich mich denn jetzt?" näselte nicht ohne Schlagfertigkeit der Banquier, worauf Graf Treurenberg mit wunderbarem Gleichmut: „In Venedig, mein Lieber, in Venedig!"

Alle Anwesenden wußten, daß dieses Wort auf die bekannte große Toleranz der venetianischen Gesellschaft gemünzt war, und alle lachten, der Banquier mit, zugleich aber hob er seinen dicken, runzeligen Zeigefinger gegen Treurenberg auf und sagte schmunzelnd: „Hansi, Hansi!"

Das war so seine Art — für jede Grobheit des Grafen rächte er sich durch eine besondere Familiarität.

In diesem Augenblick trat Frau von Geroldstein ein, und zwar mit einem wichtigen Gesichtsausdruck, der sofort verriet, daß sie eine Neuigkeit auf dem Herzen habe. Dies war ihr sogar dermaßen anzumerken, daß ihr drei der Gäste, Gräfin Lenzdorff, Fräulein Agathe und Graf Treurenberg, entgegenschrien: „Was ist's?"

Froh, endlich einmal der Mittelpunkt irgend eines Interesses zu sein, setzte sie sich neben Frau von Neerwinden, nachdem sie derselben vorher devot die Hand geküßt, ordnete geziert die gelbseidenen Draperien ihres Kleides, faltete die Hände im Schoß, sah sich im Kreise um und blieb stumm.

„Spannen Sie unsere Neugier nicht länger auf die Folter!" rief Gräfin Lenzdorff, welche die Geroldstein bereits in Berlin nie leiden konnte und ihrer in Venedig völlig überdrüssig geworden war. „Was giebt's denn eigentlich?"

„Es ist schwer, davon zu reden," entgegnete

die Geroldstein geziert, indem sie mit ihrem Fächer zu klappern begann, „besonders in Gegenwart eines jungen Mädchens“ — mit einem Blick nach Erika.

„Geh auf den Balkon hinaus, Erika,“ befahl die Großmutter. Sie folgte — ach, wie gern! Sie war froh, sich dem Licht entziehen zu dürfen, den Blicken, die sich immer forschender auf sie hefteten. Sie merkte wohl, daß ihr Gesicht anfing, etwas von ihrem verstörten Zustand zu verraten — merkte, daß es mit ihrer Kraft zu Ende ging.

Wie viele Wochen war's, daß sie mit Lozoncyi dagestanden auf diesem selben Balkon, über ihnen der Sternenhimmel, ringsum schattenhaft gespenstisch, nachtverschleiert, mondscheinverklärt die Pracht der alten Paläste, unter ihnen das schwarze Wasser, in dessen matt bewegte Fläche die Lämpchen ihren Wiederschein tauchten.

„So erzählen Sie doch endlich!“ drängte Gräfin Lenzdorff in die affektierte Frau. Erika hörte jedes Wort, obgleich sie auf dem Balkon stand; aber man sah sie nicht dabei, dies war genug für den Anstand.

„Ja, es ist so schwer! Wirklich! — eine Person, mit der man so gut bekannt war, eine Person, zu der man du gesagt hat“ — Frau von Geroldstein hatte Ada das Du erst unlängst zum großen Erstaunen der letzteren aufgedrängt — „mit der man noch vorgestern bei Tisch gesessen! Nein, wer hätte so etwas auch vermuten können!“

„Beschleunigen Sie Ihr Tempo, ich bitte Sie!“ rief Gräfin Lenzdorff, „ich verliere immer den Atem, wenn jemand nicht vom Fleck kommt!“

„Die Gräfin Rheinsberg . . “ Wieder stockte sie.

Erikas Herz klopfte fürchterlich — sie ahnte, was kommen würde.

„Nun, was ist's mit der armen Ada — sie war mir immer so sympathisch,“ sagte Fräulein von Horn, indem sie sich zugleich über ihre Stickerei bückte, um eine gefallene Masche aufzuheben.

„Sie ist gestern durchgegangen mit dem Baron Gladnjk!“

„Um Gottes willen!“ rief Fräulein Agathe.

„Unerhört!“ meinte der Banquier.

Die alte Gräfin Lenzdorff sagte: „Armer Narr!“

„So ein Skandal — Knall und Fall — man geniert sich davon zu reden!“ sagte Frau von Geroldstein.

Gräfin Lenzdorff, deren Züge bis jetzt nichts als aufrichtiges Mitleid und jene allgemeine Beunruhigung ausgedrückt hatten, welche ihr die Nähe irgend eines Unglücks oder peinlichen Zustandes stets einflößte, faßte die oberflächlich plappernde Gans scharf in die Augen. „Nun, ich kann Ihr Entsetzen dieser Sache gegenüber nicht teilen — durchaus nicht,“ sagte sie ruhig von einer sehr großen Höhe herab zu der gezierten Frau. „Vom sittlichen Standpunkt flößt mir die Geschichte keine Bedenken ein — und weiß Gott, daß mir noch nie jemand unmoralischen Idealismus vorgeworfen hat. Ich habe nicht die Gewohnheit, mir unlautere Situationen zu verklären. So sehr mir alle diese scheinheiligen kleinen Heuchlerinnen zuwider sind, die

ihren Liebhaber zur Hinterthür hineinlassen und vor der Welt die Augen züchtig niederschlagen — die Lüge ist nun einmal das einzige, was ich nicht ertragen kann —, so sehr imponiert mir jemand, der den Mut hat, ein Fenster einzuschlagen und der Welt die Wahrheit ins Gesicht zu schleudern!“

Auf diesen Ausspruch hin sah Frau von Neerwinden ihre ehemalige Jugendfreundin fast dankbar an. „Ich bin ganz deiner Meinung, Anna,“ erklärte sie salbungsvoll. „Solange die Würde unserer Natur gewahrt bleibt, verzeihe ich alles. Ein öffentliches, heroisches Glaubensbekenntnis des Herzens zwingt mir Bewunderung ab.“

Natürlich aber machte Gräfin Lenzdorff diese Dankbarkeit sehr bald wieder zu schanden, indem sie sofort weitläufig vor sich hin zu philosophieren, den vorliegenden Fall objektiv nach allen Seiten hin zu beleuchten begann, wie gewöhnlich, ohne sich im mindesten darum zu bekümmern, wer ihr gerade zuhörte.

„Arme Ada! Eigentlich hatte sie recht,“

murmelte sie, „unter den Umständen war es noch das Anständigste, zu thun, was sie gethan hat, nur muß sie nachträglich beweisen, ob sie das Zeug in sich hat, die Sache durchzuführen, ob sie nicht eine der zahllosen Stümperinnen in der Leidenschaft ist, welche einen Kampf aufnehmen, dem sie nicht gewachsen sind. Mitten in der civilisierten Welt mit seinem Ideal abgeschlossen leben zu müssen, wie Robinson mit seinem Freitag auf seiner Insel, ist eine fatale Situation — schließlich schreit man doch nach einem Schiff, das einen in die Civilisation zurückträgt. Es ist etwas Gräßliches um diese Ratés de la passion, um diese Himmelsstürmer, die dann klein beigeben und, von der Märcheninsel zurückkehrend, an den Klippen der alten Küste zerschellen. Mitunter zerschellen sie gar nicht, sondern landen — aber was ist dann ihr Los? Aus ist's mit dem Stolz, dem Eigensinn — vor jeglichem Vorurteil beugen sie das Knie, selbst zu der kleinlichsten Heuchelei zeigen sie sich jetzt bereit — sie, die noch vor kurzem mit ihrer kühnen

Aufrichtigkeit der ganzen Welt ins Gesicht schlagen wollten, sie krümmen und winden sich, verleugnen, was nicht mehr zu verleugnen ist, betteln jämmerlich um ein bißchen Achtung, die sie zu fordern nicht mehr das Recht haben, irren vom einen zu dem anderen, herumgestoßen so lange ruhelos auf der Welt umher, bis ihre Vergangenheit aufgehört hat irgend jemand zu interessieren und sie als uralte Ruinen, denen man ihre Fehltritte nicht mehr nachrechnet und kaum mehr glaubt, irgendwie in ihre ehemalige Welt zurückkehren dürfen." Gräfin Lenzdorff schüttelte sich. „Nein, réflexion faite hätte Ada die Sache bleiben lassen sollen," entschied sie, „sie ist nicht danach angethan, sie durchzuführen."

„Auch diesmal pflichte ich dir bei," sagte Frau von Neerwinden, welche während dieser unter den Umständen geradezu unerhörten Improvisation alle Farben gespielt hatte. Ihre Stimme klang etwas kleinlaut, sie hatte einige Mühe, sich zu fassen. „Unsere arme beklagenswerte Ada ist nicht dazu gemacht, die Situation

durchzuführen, sie ist ja doch nur eine kleine Natur. Es gehört eine gewaltige Individualität dazu, die Welt zu zwingen, einen Ausnahmezustand zu respektieren. Und dann schließlich hängt es doch ein wenig davon ab, für wen eine Frau den verhängnisvollen Schritt thut. Die begeisterte Leidenschaft einer Herzogin von Albany für Alfieri, einer Guiccioli für Lord Byron verdient eine andere Berücksichtigung als die verliebte Schwäche dieser hübschen kleinen Ada für den oberflächlichen Stutzer, mit dem sie durchgegangen ist."

Gräfin Lenzdorff erwachte plötzlich aus ihrer Zerstreutheit. Eine etwas unerquickliche Pause folgte. Graf Treurenberg war der erste, der den Faden des Gesprächs wieder aufnahm, und zwar indem er kaltblütig bemerkte: „Die Geschichte ist jedenfalls eine Dummheit, und um die arme Frau ist mir leid; dem Rheinsberg aber gönne ich den Skandal von Herzen, ich hab's ihm vorausgesagt, daß es so kommen würde — alter Trottel! Widerwärtig, geizig, langweilig und in

der letzten Zeit noch zudringlich — das soll eine Frau mit Nerven im Leibe aushalten ...“

„Warum hat sie denn nicht versucht, sich scheiden zu lassen? Ich weiß, es ist in einem katholischen Lande schwer, aber endlich, es wäre doch besser gewesen als das — das,“ sagte Konstanze Mühlberg, der die Thränen über die Wangen liefen.

„Kein Scheidungsgrund,“ erwiderte Graf Treurenberg, die Achseln zuckend.

„Die Ehen, bei denen sich die allgemeine Unbehaglichkeit ohne Scheidungsgründe einstellt, sind immer die traurigsten,“ sagte Gräfin Lenzdorff.

„Gottlob!“ stöhnte Konstanze Mühlberg, indem sie andächtig die Hände faltete, „wenigstens an Scheidungsgründen fehlte es mir nicht, dafür kann ich meinem Mann nie genug dankbar sein!“ Das sagte sie, wenngleich mit thränenüberströmten Wangen, so überaus spaßig, daß die ganze Gesellschaft zu lachen anfing.

Aber die Heiterkeit hielt nicht an. „Arme Frau,“ murmelte Fräulein Agathe.

„Arme Frau!“ wiederholte die Gräfin Mühlberg, in Gedanken versunken, „arme Frau!“ Dann plötzlich den Kopf zurückwerfend, rief sie aus: „Wozu bedauern wir sie! In diesem Augenblick ist sie gewiß die Glücklichste von uns allen! Sie hatte wenigstens den Mut, glücklich zu sein, während wir … Wir nagen alle geduldig an dem Hungertuch unserer Tugend, ohne daß irgend etwas dabei herausschaut als selbstzufriedene Langeweile. Und wenn wir's doch wenigstens aus Überzeugung thäten! Aber nein … aus Faulheit, aus Stumpfheit, aus Feigheit, und weil wir nicht einmal das Zeug in uns haben, nach einem großen Glück zu verlangen. Ich bewundere Ada — ich beneide sie!“

„Was ist denn heute in Sie hineingefahren?“ rief Gräfin Lenzdorff, indem sie ihrer kleinen Freundin mit dem Finger drohte.

„Ach, das ist nur so!“ rief die kleine Gräfin mit einer humoristischen Verzweiflungsgeste. „So … wie man allenfalls vom Selbstmord spricht … ganz platonisch, das heißt so viel, als

es kommt doch nichts dabei heraus. Seitdem mir die große Gnade zu teil geworden ist, meinen Mann los zu werden, find ich's eigentlich unbescheiden, noch weitere Anforderungen an die Vorsehung zu stellen. Sie brauchen sich meinethalben keinen Besorgnissen hinzugeben, meine Damen, ich bin unheilbar anständig — es ist nicht mein Verdienst, es ist meine Natur, mein Schicksal, wie irgend ein berühmter Mann vor so und so viel hundert Jahren einmal geäußert haben soll. Gott helfe mir, ich kann nicht anders!"

Durch Erikas Nerven klang es noch immer: „Ich bewundere Ada — ich beneide sie!" Es war das einzige, wirklich warm aus dem Inneren einer Menschenseele hervordringende Wort, das während dieser langen Verhandlung gefallen war.

Noch immer stand sie draußen auf dem Balkon — man hatte sie vergessen —, unter ihr die Lagune, schaurig, geheimnisvoll, ganz bedeckt mit Gondeln, mehr und immer mehr, aus allen

Seitenkanälen kamen sie heran, drängten alle demselben Punkt zu, der lichtumflimmerten Sängerbarke, aus der ein Liebeslied hervortönte — mehr, immer mehr, das ganze Wasser war von ihnen bedeckt. Über die schwarzen Fluten glitten sie dahin — weiter, weiter, ein breiter Strom dunkler menschlicher Sehnsucht, wie von einer Magnetnadel angezogen, wie von einer Zauberstimme angelockt — näher und näher kam das Lied, jetzt glitt es knapp an Erika vorbei:

Ninon, Ninon, que fais-tu de la vie,
Toi qui n'as pas d'amour!

Und über ihr flimmerten die Sterne, Myriaden von Sternen, eine Unendlichkeit von fernen Weltkörpern, und funkelten und blitzten recht verächtlich herab auf die armseligen Menschen, die sich krümmen und winden und sich wichtig vorkommen in ihrem kleinwinzigen Thun und Lassen, als ob es so oder so darauf ankäme.

* *
*

Die ganze Nacht lag Erika wach, mit weit offenen, brennenden Augen. Etwas Drückendes, Beklemmendes lastete ihr auf der Brust, nicht der Schmerz um das Glück, das sie geträumt und das sich nun als unmöglich herausgestellt, sondern etwas unendlich Qualvolleres für eine Persönlichkeit ihrer Art — das Gefühl einer erlittenen Schmach.

Solange sie fest davon überzeugt gewesen war, daß er sie liebe, hatte sie — weit davon entfernt, ihm seine unkonventionellen schroffen Huldigungen zu verübeln — sich geradezu gefreut an dem unerlaubten Übermaß seiner Bewunderung. Jetzt aber nahm die Sache, in ihren Augen zum wenigsten, ein ganz anderes Gesicht an.

Die Erinnerung an die leichtsinnige Lebensauffassung, welche er ihr zu Anfang seiner Bekanntschaft mit ihr fast unverblümt zu verstehen gegeben hatte, stellte sich bei ihr mit peinigender Deutlichkeit ein. Liebe — ja, was er so nannte, mochte sie ihm wohl eingeflößt haben — aber

bei dem Gedanken stieg ihr das Blut ins Gesicht. Liebe ...! Gefallen hatte sie ihm, wie ihm hundert andere vor ihr gefallen hatten, und als verheirateter Mann, im vollen Bewußtsein seines Gebundenseins, hatte er sich erlaubt, ihr wochenlang den Hof zu machen wie der ersten besten nach Schmeichelei dürstenden, leichtsinnigen Frau, und als sie endlich im guten Glauben an die Ehrlichkeit, ja an die Heiligkeit seines Gefühls ihm großmütig einen Schritt entgegengethan hatte, war er einfach erschrocken.

„Jetzt lacht er vielleicht über mich,“ sagte sie sich, an allen Gliedern bebend, und mit unsäglicher Bitterkeit verbesserte sie sich: „Nein, er macht sich vielleicht gar Vorwürfe und — wundert sich über meine Thorheit.“

Es war zum Rasendwerden! Sie brannte am ganzen Leibe und barg ihr heißes Gesicht stöhnend in den Kissen.

Dennoch hielt sie sich die Nacht über thränenlos und erschien pünktlich beim Frühstück wie gewöhnlich; aber inmitten der zwanglosen, freund-

lichen kleinen Mahlzeit, die sie wie alle Tage in dem Wohnzimmer ihrer Großmutter einnahm, überfiel sie eine drückende Mattigkeit, eine Sehnsucht, sich einmal ordentlich auszuweinen irgendwo im Dunklen, wo sie niemand dabei ertappen würde.

Indessen zog sich die Mahlzeit endlos in die Länge. Die Großmutter, welche ihren Ärger über Lozoncyis verheimlichte Ehe längst vergessen und sich den Abend zuvor bei Aglaja von Neerwinden außerordentlich gut unterhalten hatte, war bei vortrefflicher Laune und konnte des Plauderns kein Ende finden. Sie war ganz besonders witzig, scharfsinnig und geistreich.

Immer noch hielt sich Erika, brachte es über sich, munter zu erscheinen, zu lachen. Es war ihr dabei zu Mut, als ob sie mit schmerzenden Zähnen Nüsse knacke.

Da, als sie gerade wähnte, es nicht mehr aushalten zu können, erschien Lüdecke und präsentierte ihr ein Billet. Es sei gestern gekommen, berichtete er, kurz ehe die Damen ausge-

fahren seien zum Diner. Er habe es vergessen, er bitte um Entschuldigung.

„Altes Schaf!“ murmelte die Großmutter; Erika aber öffnete mit zitternden Händen das Blättchen. Es war von Fräulein Horst, der Klavierlehrerin in der Pension Weber. Sie schrieb, daß sie sich seit ein paar Tagen unwohl fühle und infolgedessen nach Hause abzureisen gedenke. Mit rührender Dankbarkeit und offenbar aufrichtiger Schwärmerei verabschiedete sie sich brieflich von Erika, da ihre erschöpften Kräfte es ihr nicht mehr erlaubten, die Comtesse aufzusuchen.

Aufrichtig betrübt, nebenbei ein wenig beschämt durch das Bewußtsein, die harmlose Schwärmerin in letzterer Zeit vernachlässigt zu haben, ließ sich Erika eine Gondel rufen, in der sie sofort nach der Pension Weber fuhr. Als sie in dem Flur des Etablissements nach Fräulein Horst frug, malte sich eine große Bestürzung auf allen Gesichtern. Erika erriet, daß man ihr den bereits eingetretenen Tod der Armen ver-

schweigen wollte — wenigstens momentan, um ein paar soeben von der Bahn eingetroffene Touristen nicht unangenehm zu berühren.

Sie wartete ab, bis man diesen ihre Zimmer angewiesen hatte, worauf sie Attilio, den ihr durch ihre wiederholten Besuche bei Fräulein Horst bekannten Kellner, bat, sie zu der Leiche hinaufzuführen.

Die schmalen, muffig riechenden Gänge der Pension entlang erzählte er ihr halblaut, man habe schon längere Zeit keine Hoffnung gehabt. Vorgestern habe sich auch noch die letzte Unruhe eingestellt: das Reisefieber, die Sehnsucht nach der Heimat, das sichere Zeichen der nahenden Auflösung; für heute abend sei die Abreise der Ärmsten beabsichtigt gewesen. Ach, man habe so gehofft, sie zur rechten Zeit fortzubekommen, und nun sei sie doch hier gestorben! Den Morgen habe man sie tot im Bett gefunden, die Kerzen neben ihr tief herabgebrannt, auf ihrer Bettdecke ein aufgeschlagenes Buch. Ach ja, es sei recht traurig, so fern von der Heimat zu

sterben, aber es sei auch unangenehm für das Etablissement, die Eccellenza könne sich das gar nicht vorstellen. Welcher Schaden für die Pension! Der Signor Barone aus dem ersten Stock habe sofort erklärt, er brächte keine Nacht mehr dort zu.

Indessen hatte sich Attilio des Schlüssels bemächtigt, mit welchem das Kämmerchen, in dem die Leiche lag, verschlossen war. Er ließ Erika ein. Sie winkte ihm, sich zu entfernen.

Das Zimmer war verdunkelt, nicht einmal ein paar Kerzen hatte man zu Häupten der Leiche hingestellt. Erika schob die Vorhänge etwas zurück; ein Kruzifix stand auf dem Nachttisch mitten zwischen den Medizinflaschen und Liebesgeschichten, die auch heute denselben bedeckten. Eines der Bücher war aufgeschlagen, wahrscheinlich an derselben Stelle, wo die Verstorbene aufgehört, es zu lesen. Eine deutsche Übersetzung von Romeo und Julia — an der Balkonscene war es offen: „Es ist die Nachtigall und nicht die Lerche …“

Erika schlug das Laken zurück, welches den

Kopf der Leiche bedeckte; doch verschleierte sie, bis ins Innerste erschüttert, sofort wieder das arme tote Gesicht, dermaßen erschrak sie vor dem Ausdruck dürstender Sehnsucht in den starren, bleichen Zügen — einer Sehnsucht, die unbefriedigt in den Tod gegangen war.

Sie kniete nieder neben der Verstorbenen, grub ihre Stirn in den Bettrand und weinte.

Als Attilio kam, sie sanft zu mahnen, nicht zu lange zu verweilen, raffte sie sich auf und verließ mit tiefgesenktem Kopf das Zimmer.

Während sie die Treppe herunterging, hörte sie eine schnarrende Stimme mit leichtem polnischem Accent rufen: „Sophy, Sophy, bist du bereit?“ Dann aus der Tiefe des Korridors auftauchend, sah sie zwei Gestalten, eine breitschultrige kurze Frau, schwer beladen mit einem Shawlpaket, einer Reisetasche und etlichen Parapluies, unter ihrem von blauem Schleier umflatterten Hut aufsehend zu einem Manne, der, die Hände in den Taschen seines karrierten Jacketts, das Monocle im Auge, neben ihr her-

wanderte und sich offenbar mit großer Herablassung von ihr anbeten ließ: Strachinsky und seine junge Frau.

„Il signore barone,“ murmelte Attilio.

Strachinskys Blick streifte Erika — er runzelte die Stirn und sah von ihr weg. Sie war dessen froh, in ihrer verzweifelten Stimmung hätte sie sich kaum überwinden können, mit dem Paar zu reden. Ihr ganzes Sein war von dem Gedanken erfüllt: Wo finde ich jetzt noch ein dunkles, stilles Plätzchen, um mir die Last vom Herzen zu weinen, die ich nicht mehr ertragen kann!

Sie schickte die Gondel zurück, eilte durch die schmalen, schluchtartigen Gassen nach der Piazza San Zacharie und trat in die Kirche gleichen Namens.

Die Kirche war leer, kein einziger Fremder anwesend, um sich an der Schönheit der berühmten Bellini zu erfreuen.

Sie kauerte sich in dem finstersten Winkel auf dem harten Steinboden zusammen, und dort,

den Kopf auf den Strohsitz eines Kirchenstuhles stützend, weinte sie noch heftiger, als sie neben der Leiche geweint. Mit einemmal fuhr sie empor; sie hatte das Gefühl, nicht mehr allein zu sein in der Kirche. Sie sah auf — neben ihr stand Lozoncyi.

Sie erhob sich, that, was sie konnte, ihren zerrissenen Stolz irgendwie zurecht zu rücken. „Welch sonderbarer Zufall führt Sie hierher?“ fragte sie ihn.

„Gar kein Zufall,“ gab er zur Antwort. „Ich sah Sie hier hereingehen und bin Ihnen nachgekommen.“

„Ah!“ Mit unerhörter Überwindung zwang sie sich dazu, einen gleichgültigen Ton anzuschlagen. „Ich war in der Pension Weber, um von meiner armen Klavierlehrerin Abschied zu nehmen. Ich fand sie tot. — Sie begreifen ...“

Er schüttelte seinen braunen Kopf. „Und Sie wollen mich glauben machen, daß die Thränen, die Sie eben vergossen haben, der armen Klavierlehrerin gelten?“ sagte er herb. „Wahr-

lich, es ist nicht der Mühe wert! Gräfin Erika, ich bin Ihnen nachgekommen, um ein letztes Mal ungestört mit Ihnen zu reden, um Ihnen zu danken — und Sie um Vergebung zu bitten. Seien Sie doch aufrichtig mit mir, wie ich es mit Ihnen sein werde. Gönnen wir uns den Trost, daß wir einander bei dem letzten Abschied auf den Grund unserer Herzen geschaut haben; 's ist ohnehin ein armseliger und schmerzlicher Trost!"

Er sprach das alles mit einer jegliche Verstellung beiseite schiebenden Bestimmtheit aus, gegen die Erikas Stolz machtlos blieb. Vergeblich suchte sie ein Wort der Erwiderung — sie fand keines. Sie sah ihm ins Gesicht und erschrak über sein verfallenes Aussehen.

„Nicht wahr," sagte er, ihr Zusammenzucken bemerkend, bitter, „in diesem Falle ist Ihrem verletzten Stolz bereits die nötige Genugthuung zu teil geworden. Sie können ihn ruhig beiseite legen. Gegen die Pein, die ich seit vorgestern abend mit mir herumtrage, ist Ihre Qual ein

Kinderschmerz! — Ach!" In etwas von seinem sonstigen ungeduldigen Ton verfallend, dem ungeduldigen Ton eines Menschen, der gewohnt, ist, daß man ihm mit Freuden den Willen thut rief er: „Setzen Sie sich doch einen Augenblick — es ist ohnehin die letzte Gelegenheit, die sich uns bietet, uns auszusprechen. — Ich bin Ihnen eine Erklärung schuldig. Sie haben das Recht, mich zu fragen, wie ich dazu kam, Ihnen die Kenntnis meiner häuslichen Angelegenheiten vorzuenthalten. — Nun, daraufhin vermag ich nur zu erwidern: ich spreche überhaupt nicht von meiner Ehe — ich bin nicht stolz auf meine Frau. Ich führe sie nie in die Welt — die wenigsten Menschen in der Gesellschaft wissen, daß ich verheiratet bin, obgleich ich nicht absichtlich ein Geheimnis daraus mache. Ich reise häufig ohne sie — und diesen Herbst hatten sich die Verhältnisse zwischen uns — aus irgend einem Grunde, der nicht weiter erörtert zu werden braucht — so unerquicklich gestaltet, daß wir überein kamen, uns zeitweilig zu trennen.

Es war mir unangenehm, mich mit dem Gedanken an sie zu beschäftigen. Nun, trotz allem hätte ich Ihnen meine Lage nicht verschweigen sollen. Ich hätte es auch nie gethan, wenn ich geahnt ... Sie zucken zusammen — aber es ist ja abgemacht zwischen uns, daß wir, alle läppisch verschleiernden Ausflüchte beiseite schiebend, einander gegenseitig für einmal im Leben die Wahrheit sagen wollen. Sie hat in diesem Fall ohnehin nichts Verletzendes für Sie. — Ich hatte eine Schwärmerei für Sie gefaßt, als Sie noch ein ganz kleines Mädchen waren. Soll ich sagen, daß ich Sie liebte vom ersten Augenblick, da ich Sie wiedersah? — Nein! Sie interessierten mich, Sie erregten meine Neugierde, mein Staunen, ich konnte nicht aufhören, an Sie zu denken! Ich wollte nicht an Sie glauben. Manchmal nannte ich Sie überspannt, und manchmal sagte ich, Sie seien einfach eine kalte Natur. Sie wissen ja, wie ich Ihnen ausgewichen bin, als ich schon längst die Augen nicht mehr losreißen konnte von Ihnen — und dann, dann ...

Sie haben keine Ahnung, mit welchem Herzklopfen ich die Treppe hinaufstieg zu Ihnen den Abend, wo ich Ihnen meine Bitte vorbrachte, Ihr Bild malen zu dürfen. Von da an war's aus mit dem Grübeln über Sie — ich freute mich einfach an Ihnen, Sie erschienen mir als der Schlüssel zu einem reinen, edlen Leben, das auf der Welt zu finden war, wenn ich auch bis dahin nichts davon geahnt. Und ich fing an, mich nach diesem Leben zu sehnen; der große Ekel, den ich sonst der ganzen Welt zugewendet, kehrte sich jetzt gegen mich. Und dann war's auch mit dem zu Ende. Ich hatte gar keinen Gedanken mehr als Sie; mich auf die paar Stunden zu freuen, die ich mit Ihnen zubringen durfte, das füllte meine ganze Seele aus. Wenn Sie fort waren, dann blieb ich noch lange, lange in dem Atelier sitzen, jedes Ihrer Worte, jeden Blick von Ihnen rief ich mir ins Gedächtnis zurück. Die knospenhafte Herbigkeit Ihres Wesens, die tiefe Begeisterungsfähigkeit, die in Ihnen brach lag und ein Ziel suchte, und dabei die

stolze, von keinem Hauch verdunkelte Reinheit, die Ihr ganzes Sein durchdrang — ach Gott, wie schön war das alles! Aber Sie waren so fern von mir, das Weltall lag zwischen uns. Eine Sehnsucht, die von jeglicher Hoffnung abgesperrt war vom Anfang an, kommt nie zur vollen Entfaltung, sondern verkümmert und stirbt, ohne nur einmal die Flügel geregt zu haben. Da, vorgestern abend, kam mir das erste Mal der Gedanke — vielleicht — wenn es möglich wäre — im Laufe unseres Spazierganges kam er mir. Noch denselben Abend eilte ich zu Ihnen unter irgend einem Vorwand, um mich zu überzeugen, ob ich mich geirrt. Ich hatte Ihnen kaum in die Augen gesehen, so wußte ich, daß ich mich nicht geirrt hatte. Und dann ... ich bin herumgelaufen in den Straßen wie toll. Wie ich endlich heimkam, da schlich ich mich in das Atelier und fing an zu träumen. Ich erzählte mir's selbst, wie das alles so gewesen wäre, wenn ich das wundervolle Glück, das sich mir bot, in meine Arme hätte schließen dürfen.

Mir war's, als fühlte ich Ihre Nähe. Rings um mich wurde es lebendig von süßen Visionen — das, worüber ich mein ganzes Leben gespottet, ein engverbundenes edles Familienleben, erschien mir plötzlich als das lockendste Glück der Welt — neben Ihnen. Bis in jede Einzelheit dachte ich mir's aus, und wie ich selbst meine Kunst geläutert und veredelt hätte durch Ihren Einfluß — meine Kunst, die bis jetzt nichts war als der unreine Schmerzensschrei einer gequälten Seele. Mein ehemaliges Leben war weit, wie ein schwüler Sumpf lag's hinter mir — ein Sumpf, aus dem Sie mich gerettet! Wie ich Sie anbetete, wie dankbar andächtig und zärtlich! ... Da plötzlich wachte ich auf — das Bewußtsein kam mir, wie unmöglich das alles war; ich kroch hinaus aus dem Atelier in den Garten, wo alles im Frühmorgen so weißlich verwischt aussah wie mein sterbender Traum. Ich bemühte mich, zu denken, Schlüsse zu ziehen. Es thah mir weh, aber ich zwang mich dazu. Welchen Weg meine Gedanken auch ein-

zuschlagen versuchten, immer führten sie zur Verzweiflung, zur Trennung von Ihnen. Die Überzeugung ließ sich nicht abweisen, daß ich verpflichtet sei, den Verkehr mit Ihnen so rasch als möglich abzubrechen. Wie es weiter kam ...? Das wissen Sie selbst. Was ich aber gestern gelitten habe, vom ersten Moment an, da Sie in mein Atelier getreten, bis zu dem, da Sie mir nachgekommen sind in das Gärtchen, dort zwischen die Rosen — beide Hände mir entgegengestreckt und die Augen voll Licht — das können Sie sich nicht denken! — Ihnen da nicht zu Füßen fallen, Sie nicht in die Arme schließen, Ihnen nicht sagen zu dürfen: mein Himmel, meine Königin — dein mit Leib und Seele, dein mit jedem Wort, dein mit jedem Gedanken — mein ganzes Leben, meine ganze Kunst ein Dankgebet zu dir! Glücklos zu leben, wenn man keine Ahnung von dem Glück gehabt hat — das ist nichts, das nimmt man hin. Aber, wenn einem ein Engel die Pforten des Paradieses weit aufreißt und man sagen muß: Nein, ich

darf nicht! — das ist schrecklich; man begreift gar nicht, daß man es überlebt!“ Er schwieg.

Mit tief gesenktem Kopf hatte sie ihm zugehört. Jedes Wort, das er gesprochen, war ein Labsal gewesen für ihren zerschmetterten, gedemütigten Stolz; zugleich bewegte es das, was am erregbarsten, am zärtlichsten, am wärmsten in ihr war — das Mitleid. Zwar umschlich sie ein halbwaches Gefühl, daß es nicht in der Ordnung sei, sich von einem verheirateten Manne sagen zu lassen, was er ihr sagte, doch beschwichtigte sie ihre kaum aufkeimenden Bedenken mit der Entschuldigung: es ist der Abschied!

Seine Augen suchten die ihren; offenbar erwartete er, sie würde ihm etwas erwidern, aber ihr Mund blieb geschlossen, und dennoch quälte sie offenbar eine Unruhe. Auf ihren Lippen schwebte eine Frage, die sich nicht recht hinauswagen wollte.

Er beugte sich zu ihr nieder. „Sie haben etwas auf dem Herzen,“ flüsterte er, „teilen Sie es mir mit.“

„Ich ... ich“ — endlich brachte sie's heraus — „ich begreife nicht recht, was Sie dazu bewogen haben kann, diese Frau zu heiraten!“

Er zuckte mit den Achseln. „Ja ... heute begreife ich's selber nicht,“ sagte er. „Aber was wollen Sie? Ich lebte außer allen Beziehungen mit Frauen, die mir hätten Respekt einflößen können — zwischen Kollegen ohne Familien, zwischen Weibern, von denen die meisten gerade so viel wert waren wie die, von der wir sprechen. Im Grunde war ich damals überzeugt, daß es keine anderen Frauen gäbe als solche, oder verkümmerte alte Jungfern wie meine Tante Illona. Um zehn Jahre älter als ich, bestimmte sie jeden meiner Gedanken, jede meiner Handlungen; ich konnte nicht mehr ohne sie sein und heiratete sie endlich von einem Tag zum anderen aus Eifersucht, aus Angst, daß ein Kollege sie mir wegnehmen könnte.“ Er stockte.

Erika holte einen langen mühsamen Atemzug.

„Kurze Zeit darauf kam der Ruhm,“ begann er von neuem, „plötzlich über Nacht. Alle Pfor-

ten standen mir offen. Ich mache mich nicht besser vor Ihnen, als ich bin. Es ging nicht einmal so schlecht zu Anfang. Ich fühlte die Last nicht, die ich mir aufgehalst. Dutzende von Kollegen befanden sich im selben Fall wie ich. Sie sorgte für alle meine Bequemlichkeiten, sie räumte mir jeden Stein aus dem Weg, sie führte die Unterhandlungen mit meinen Kunsthändlern, sie war alles, was ich nicht war: praktisch, umsichtig, energisch. Ich ging in die Welt ohne sie, sie verlangte es nicht besser, und ich ließ mir von anderen Damen den Reiz des Lebens zuführen, der meinem Heim fehlte. Der eigentliche Ekel vor meiner bisherigen Gefühlsverwilderung kam mir auch da noch nicht. An idealem sittlichem Gehalt war die elegante Welt, in der ich jetzt verkehrte, nicht viel reicher als die niedrigen Sphären, in welchen ich mich früher bewegt. Ich bitte Sie, wer sind denn zumeist diejenigen, die einen jungen Künstler in die sogenannte gute Gesellschaft ziehen? Ein paar überspannte Weiber, die sich langweilen und mit

denen es im übrigen schon längst nicht ganz richtig ist. Einen tiefen Blick in eine echte, reine Frauennatur zu thun, dazu haben wir armen Künstler in der großen Welt am allerwenigsten Gelegenheit, wenigstens in den Anfängen unserer gesellschaftlichen Carriere. Was mein Leben unter anderen Umständen hätte werden können, fiel mir gar nicht ein, fiel mir überhaupt nicht ein, bis ... O Erika, Erika, warum haben Sie einen anderen Menschen aus mir gemacht! warum haben Sie mich aus dem Sumpf herausgezogen, der mein Lebenselement geworden war, wenn Sie mich jetzt verschmachten lassen!"

Sie fuhr sich mit beiden Händen über die Schläfen. „Was kann ich thun?" murmelte sie heiser, „was kann ich thun?"

Sie stand da, still, blaß, vor Teilnahme und Mitleid bebend, hilfsbeflissen und hilflos — schön, wie er sie noch nie gesehen, durch das Fieber in ihren Augen und auf ihrem roten Mund.

Da mit einemmal tönte von der Festung

San Giorgio der Kanonenschuß, der die Mittagsstunde ankündigt; zugleich begannen alle Glocken von Venedig ihre ehernen Zungen zu regen. Erika erwachte wie aus einem Traum. „Ich muß fort," rief sie, indem sie sich erhob, „die Großmutter erwartet mich!"

„Das ist der Abschied," murmelte er — „für immer!"

Ein gräßlicher Schmerz zog ihr die Kehle zusammen. Er hielt den Kopf tief gesenkt. Plötzlich wendete er ihn ab. Sie konnte es nicht aushalten, seinen Jammer mit anzusehen. Näher an ihn herantretend, legte sie ihm die Hand auf den Arm.

„Sprechen Sie sich wirklich jeglicher Verpflichtung gegen Ihre Frau frei?" begann sie.

„Ja," erwiderte er schroff. Er begriff nicht, auf was die Frage hinzielte.

„Nun, dann … dann …" stotterte sie, „könnten Sie vielleicht auf eine Scheidung dringen?"

Er sah zu ihr empor. „Und Sie würden sich entschließen, auch dann noch meine Frau zu

werden?“ rief er, „Sie, die schöne, gefeierte Erika Lenzdorff, die Frau eines armen geschiedenen Malers?“

„Ja!“ sagte sie fest; damit reichte sie ihm die Hand. Noch einmal tauchte sie ihren Blick in seine Augen, dann verließ sie die Kirche. In einer Art begeisterten, opferwilligen Taumels überschritt sie den Platz, zwischen dessen unregelmäßigen Quadern das Gras welkte und über dem der graue Wolkendunst schwebte.

Sie fühlte sich wie getragen von einem großen Gedanken, der ihr ganzes Sein höher emporhob. Plötzlich schlich sich's wie ein Mißton in ihre Seele. Zu einer klimpernden Guitarrenbegleitung hörte sie in musikalischer Periode gesungen die Worte:

Tu m'hai bagnato il seno mio di lagrime,
T'amo d'immenso amor — —

Aufsehend, erblickte sie dieselben singenden Ungeheuer, vor denen sie damals auf der Piazza San Stefano erschrocken war.

Sie beschleunigte ihren Schritt; aber noch

lange tönte es hinter ihr her: T'amo d'immenso amor! — endlich nur mehr das Wort amor.

Sie runzelte die Stirn. Eine Art Empörung regte sich in ihr, ein Zorn darüber, daß jemand es wagte, das wundervolle Wort zu entheiligen.

* *
*

Heiter lachte Erika die Zukunft nicht. Sie war sich dessen vollständig bewußt. Ohne Glückwunsch, ohne Segen würden sie in die Welt ziehen, er und sie! Ihr schauderte ... Und doch ... eigentlich machte ihr die unendliche Traurigkeit, welche ihre Aufopferung umgab, dieselbe doppelt teuer; der Schmerzensdurst, welcher seit einiger Zeit ihr überreiztes Nervensystem durchdrang, meldete sich auch diesmal in ihr. Sie suchte den Schmerz überall: in der Poesie, in der Musik, in der Kunst; er lockte sie auch in der Lebensaufgabe, die sie auf sich genommen.

Immer in demselben begeisterten Taumel

lebte sie die Stunden hin; in der Nacht schlief sie besser als seit langem.

Gegen elf Uhr ging die alte Gräfin aus, um ihren täglichen kleinen Vormittagsspaziergang zu machen. Bald nachdem sie sich entfernt hatte, meldete Lüdecke Herrn von Lozoncyi.

Erika ließ ihn heraufbitten. Nach dem ersten Blick, den sie auf sein Gesicht warf, als er eintrat, wußte sie, daß die Möglichkeit einer Befreiung für ihn ausgeschlossen sei.

Ohne ein Wort zu reden, reichte sie ihm die Hand; die seine war eiskalt und zitterte in der ihren, er sah elend aus, blaß, verfallen, mit großen heißen Augen. In dem Gefühle unendlichen Mitleids, das sich ihrer ganzen Seele bemächtigt hatte, glaubte sie aus seinem Gesicht die qualvollste Verzweiflung zu lesen darüber, daß er die Degradation seines Lebens nicht abzuschütteln vermocht hatte. Was konnte sie denn jetzt noch für ihn thun? — was …?

„Setzen Sie sich,“ begann sie nach einer Pause linkisch.

Er schüttelte den Kopf. „Es ist nicht der Mühe wert,“ sagte er mit fast gänzlich tonloser Stimme — der Stimme eines Menschen, der unter einer schweren Last zu Boden sinkt. „Seit einer Stunde warte ich den Augenblick ab, wo ich Sie allein sprechen kann, um Ihnen das, was ich Ihnen mitzuteilen habe, unter vier Augen sagen zu können. Es ist nicht viel. Ich habe mit ... meiner Frau gesprochen. Sie willigt in keine Scheidung, und ohne ihre Einwilligung ist eine Scheidung nicht zu erreichen. Scheidungsgründe — offizielle Scheidungsgründe — hat sie mir nie gegeben. Nein, nie — so seltsam es scheint von einer Frau wie sie. Gestern abend hab ich mit ihr gesprochen, natürlich ohne Sie zu nennen, Gräfin Erika. Es hat eine Scene gegeben, eine widerliche Scene ... und jetzt ...“ — seine Stimme klang immer schwächer — „jetzt ist alles zu Ende!“ Er legte die Hand auf die Lehne eines Sessels, wie um sich auf etwas zu stützen. Einen Moment blieb er stumm, dann fuhr er fort: „Ich hätte Ihnen

den Bescheid brieflich geben sollen, es wäre vernünftiger gewesen ... ja, vernünftiger — viel ..." — er tastete nach seinen Worten wie einer, der halb bewußtlos ist vor Schmerz — „aber ich hab mir's nicht versagen können, Sie noch einmal zu sehen — mich noch einmal so recht satt zu sehen an Ihnen. Leben Sie wohl — jetzt ist's genug, ich geh — es ist besser, ich geh."

Sie stand da wie angewurzelt, blaß, stumm; immer fieberhafter, unruhiger, hastiger suchte sie einen Trost für ihn. Was konnte sie ihm denn jetzt noch Liebes thun? Die Brücke war abgebrochen zwischen ihm und ihr, es lag eine Kluft zwischen ihnen wie zwischen Tod und Leben. Sie suchte einen Weg, der sie hinüberführen sollte zu ihm — sie konnte keinen finden, alles schwankte um sie herum.

„Leben Sie wohl!" murmelte er. „Wenn man bestimmt ist, in einem zu niedrigen Raum zu leben, so ist es besser, daß man sich einfach hineinfügt, auf allen vieren zu kriechen. Es thut

weh, sich aufrichten zu wollen, und seit ich Sie kennen gelernt, seit ich Sie wiedergesehen, hatte ich das Bedürfnis, mich aufzurichten. Ich büße jetzt dafür. Aber es war doch schön! Haben Sie Dank für alles, für die Freude und den Schmerz, Sie Herrliche, Unvergeßliche!“ Seine Stimme brach; er wendete sich ab und streckte ihr zugleich die Hand entgegen zum Abschied — eine blasse, schmale, zitternde Hand.

Warum fiel ihr bei dem Anblick derselben die magere Hand des halb verhungerten jungen Malers ein, dem sie als kleines Mädchen nachgelaufen war, um sein Elend zu lindern? — Und jetzt konnte sie nichts für ihn thun — nichts! ... Wirklich nichts ...? Und mit einemmal kam es ihr.

Sie brauchte ja nur die Arme auszustrecken, gänzlich ihrer selbst zu vergessen, um seine Qual in Seligkeit umzuwandeln. Ihr schwindelte. Das Mitleid kam über sie wie eine Raserei, alles in ihr schwankte und brach — es war, als ob ein Erdbeben ihre Seele durchschütterte;

was früher oben gewesen, war jetzt unten, und mitten aus dem wirren Chaos kam ein Gedanke, der sie allmählich überwältigte, erst formlos wie ein Traum, dann nach und nach schärfer, immer schärfer ausgeprägt wie ein Gebot.

Sie hob den Kopf, stolz, entschlossen. „Haben Sie den Mut, mit allem zu brechen, alles hinter sich zu lassen und ein neues Leben zu beginnen?“ fragte sie.

„Ein neues Leben?“ murmelte er; und blinzelnd, unsicher, als traue er seinen Sinnen nicht, als habe er Angst, etwas Ungeheuerlichem, Unmöglichem Worte geliehen zu haben, setzte er hinzu: „Mit Ihnen?“

„Ja,“ erwiderte sie.

Er fuhr zusammen, trat einen Schritt zurück und sah ihr voll ins Gesicht, sprachlos, atemlos.

Eine brennende Röte stieg ihr in die Wangen. „Sie haben den Mut nicht,“ sagte sie finster. „Nun denn —“ Mit einer stolzen, herrischen Gebärde wendete sie sich ab.

Er aber hielt sie zurück. „Ich den Mut

nicht?“ rief er, ihre Hand erfassend und sie an seine Lippen ziehend. „Fragen Sie einen Verdurstenden, dem Sie einen Becher frischen Wassers reichen, ob er den Mut nicht hat, zu trinken! Von mir ist nicht die Rede, aber von Ihnen. Haben Sie denn eine Ahnung davon, was Sie auf sich nehmen?“

Sie schüttelte den Kopf. „Man hat mich gewöhnt, dem Leben gerade ins Gesicht zu sehen; ich weiß, was ich thue,“ behauptete sie entschieden. „Ich weiß, was die Folgen meiner Handlung sein werden; ich weiß, daß ich auf den Verkehr mit keinem Menschen mehr rechnen kann außer auf den mit Ihnen, daß ich keine Zufluchtsstätte haben werde außer an Ihrer Seite; ich weiß, daß ich in den Augen der Welt eine Verlorene sein werde — und dennoch, wenn ich die Überzeugung hegen darf, Ihre gebrochene Existenz aufzuhellen, zu läutern und zu veredeln, bin ich bereit!“

Ihre jederzeit weiche, ungemein zu Herzen dringende Stimme war leicht umflort und zitterte

fast befangen; sie hielt die Hände gefaltet und gegen die Brust gedrückt, das Haupt hoch erhoben; ihre Augen schienen größer als gewöhnlich durch den ekstatischen Blick, der daraus sprach.

„Erika!“ jauchzte er, und der Ton erstickte fast in seiner Kehle; dann stürzte er auf sie zu, um sie in seine Arme zu schließen, den ersten Kuß von ihren Lippen zu trinken. Da aber wehrte sie ihn mit einer scheuen, verwirrten Bewegung von sich ab. Es war fast, als sei sie von einer plötzlichen Beklemmung und Beängstigung überkommen; und als er nun in schroffem, vorwurfsvollem und zugleich staunendem Ton wiederholte: „Erika!“ — da legte sie die Hand an die Stirn und murmelte: „Mein ganzes Leben gehört Ihnen, gönnen Sie mir nur noch ein paar Stunden, um mich zu sammeln, um die nötigen Vorbereitungen zu treffen!“

Er lächelte zu ihrer Zurückhaltung und begnügte sich vorläufig damit, sie bei der Hand zu halten und diese ein paarmal hintereinander

zärtlich an seine Lippen zu drücken. Dabei sagte er einschmeichelnd: „Vorbereitungen? — O mein süßes, entzückendes Mädchen! Kommen Sie heute um zehn Uhr auf den Bahnhof, und wir fahren nach Florenz. Alles andere ist meine Sache!“

„Heute ist es unmöglich,“ sagte sie nachdenklich, „es ist unser Empfangsabend; ich könnte mich nicht entfernen, ohne daß man mir nachforschen würde.“

„Und morgen?“ drang er in sie, immer mit derselben weich einschmeichelnden, drängenden Stimme, immer rascher artikulierend.

Alles in ihm verriet die fiebernde Hast eines Menschen, in dem die bis dahin gewaltsam zurückgehaltene Leidenschaft plötzlich entfesselt, alles um sich herum niederreißend, auf ihr Ziel losstürzt.

„Morgen ...“ wiederholte sie beklommen, „morgen ...“

„Zögern Sie nicht, Erika, wenn Sie wirklich entschlossen sind!“

„Ja, morgen — wär's möglich!“ Die Worte fielen Silbe für Silbe klanglos in einer Art Staccato von ihren Lippen.

„Erika!“ Die Sonne ging auf in seinen Augen, alles an ihm war wie verklärt.

„Ja,“ fuhr sie fort, „Konstanze Mühlberg hat für morgen ein großes Abschiedsfest in Scene gesetzt, eine Partie de plaisir nach Chioggia in einem eigens zu diesem Zweck gemieteten Dampfer. Meine Großmutter soll die Schutzpatronin der Veranstaltung sein. Sie kann Konstanze nicht im Stich lassen, weil die Arme als geschiedene Frau ihrer Stütze bedarf. Ich werde im letzten Moment ablehnen, meine Großmutter zu begleiten. Dann bin ich frei. Wann soll ich kommen?“

Sie sahen zusammen im Eisenbahnkurier nach und fanden einen Zug, der zwischen acht und neun nach Wien abging. Diesen entschlossen sie sich zu ihrer Flucht zu benutzen. Dann besprachen sie noch einige andere Einzelheiten, die zu ordnen nötig waren. Alle diese nüchternen

Präliminarien verletzten Erika unsäglich, wie einen die geschäftlichen Abmachungen vor einem Begräbnis verletzen. Überhaupt war ihr das Präcisieren der Angelegenheit, das Herabziehen ihres begeisterten Traumes in die grelle, deutliche Wirklichkeit unaussprechlich peinlich. Ihre Phantasie war an einer bestimmten Grenze der Situation stehen geblieben. Eine schreckliche Befangenheit lähmte sie; sie wurde sehr still, während er hastig die oder jene Bestimmung traf.

„Ich kann an mein Glück nicht glauben," murmelte er. „Wenn man Sie ansieht, wie Sie dasitzen in Ihrem weißen Kleide, so keusch und ernst und mit diesem heiligen Licht in den Augen, wie eine Märtyrerin, die sich zum Sterben vorbereitet, und nicht wie ein liebendes Weib, das alle Schranken durchbricht, um ..."

Was war denn in diesen der Sachlage nach naturgemäßen Worten, das sie verletzte, so tief verletzte, daß sie mit einer gewissen Schroffheit ihm in die Rede fiel und ihn ermahnte: „Und jetzt, ich bitte Sie, gehen Sie!"

Er sah sie betroffen an. Sie schlug die Augen nieder, und mit heiß errötenden Wangen stammelte sie: „Meine Großmutter wird sogleich nach Hause kommen, und ich möchte Sie nicht gern mit ihr beisammen sehen!“

„Sie haben recht,“ sagte er, die Farbe wechselnd. „Ihre Großmutter war immer so gut gegen mich, und jetzt ...“

„Gehen Sie!“

„Und morgen im Laufe des Tages darf ich Sie nicht besuchen?“

„Nein!“

„Und — abends — um neun?“

Sie schlug die Augen mit einer seltsam finsteren Entschlossenheit voll zu ihm auf: „Ich werde pünktlich sein!“

Sie drängte ihn gegen die Thür.

„Morgen um neun Uhr!“ flüsterte er.

„Morgen um neun Uhr!“ wiederholte sie.

Eine Minute später stand er allein auf dem sonnenbeschienenen Campo hinter dem Hotel.

Er rieb sich die Augen — ihm war's, als

erwache er langsam aus einem schönen unwahrscheinlichen Traum.

— — — — — — — — — — — — —

Erst fühlte er nichts als Jubel. „Morgen um neun Uhr!“ flüsterte er halblaut vor sich hin. „Morgen um neun!“ Aber mit einemmal fing die Temperatur seiner Erregung an zu sinken, seine Freude glitt ihm zwischen den Fingern durch, er konnte sie nicht mehr festhalten.

Die ganze soeben durchlebte Scene schwebte ihm von neuem vor, er sah den Gesichtsausdruck des Mädchens, er hörte den Klang ihrer Stimme. Das war ja alles sehr schön, wunderschön ... aber ... schließlich ... es war irgend etwas Unorganisches, nicht recht Zusammenpassendes in dem Ganzen, etwas Unnatürliches. Dasselbe Mädchen, das ihm aus eigenem Antrieb angetragen hatte, mit ihm zu fliehen, hatte sich während ihres langen Auseinandersetzens mit ihm nicht ein einziges Mal hinreißen lassen, „du“ zu ihm zu sagen — und er selber hatte das Be-

wußtsein, daß es ihm unmöglich gewesen wäre, sich diese Vertraulichkeit ihr gegenüber herauszunehmen. Sie war zärtlich, begeistert, opfermutig gewesen — ja, opfermutig bis zur Raserei — opfermutig; er wiederholte das Wort halblaut vor sich hin, es hatte sich seiner Einbildungskraft bemächtigt, es faßte ihr ganzes Wesen zusammen — opfermutig, ja, aber von irgend einem hingebend leidenschaftlichen, heißblütigen Gefühl hatte sie ihm auch nicht den geringsten Beweis geliefert. Er runzelte die Stirn und blieb stehen, dann zog er sein Cigarettenetui und zündete sich eine Papyros an. Nachdenklich blies er den blauen Rauch vor sich hin.

„Ja, wie denkt sie sich denn eigentlich die Zukunft?“ Ganz deutlich hörte er die Worte: „Ich weiß, daß ich auf jeglichen Verkehr verzichten muß außer auf den Verkehr mit Ihnen; ich weiß, daß ich keine Zufluchtsstätte haben werde außer an Ihrer Seite; ich weiß, daß ich in den Augen der Welt eine Verlorene sein werde — und dennoch, solange ich die Überzeugung

hege, auch nur eine Stunde Ihres gequälten Lebens zu läutern und zu veredeln, bin ich bereit." — Wie entzückend sie ausgesehen hatte, während sie die Worte gesprochen, und es waren auch sehr schöne, rührende Worte gewesen, aber ...

Ihn fröstelte plötzlich mitten in der satten venetianischen Maihitze. Die in den letzten Wochen ohnehin überspannten Saiten seines Empfindens gaben plötzlich nach, eine nicht eingestandene Verstimmung, ein Gefühl sich fast zornig gegen das Übermaß einer Wohlthat auflehnender Undankbarkeit schnürte ihm die Kehle zu. Wie sollte das werden? Eine feige Angst lähmte ihn.

Er schämte sich dieser Anwandlungen von Gefühlsfeigheit, schämte sich mit glühender, zorniger Selbstverachtung, aber er konnte sie nicht los werden. Er hatte das dumpfe Bewußtsein, daß er sich immer wegen irgend etwas schämen würde neben ihr. Um dem auszuweichen, würde er sich zu einem Edelmut hinaufschrauben müssen,

der ihm unnatürlich und unbequem war. „Sein Leben läutern und veredeln ...!“ Was hieß denn das? — „Läutern — veredeln?“

* *
*

Als er nach längeren Umwegen, ohne seine Unruhe los werden zu können, zu Fuß sein Heim erreichte und, durch den langen, immer nach kalten Steinen und feuchtem Kalk riechenden Gang schreitend, gedankenlos vor sich hinsah, erblickte er unter einem Maulbeerbaum, dessen weißlich-graue Äste gänzlich von blütenbeladenen Rosenranken umschlungen waren, eine üppige Frauengestalt, deren goldenes Haar in der Sonne glänzte. Sie saß in einem Lehnsessel von Korbgeflecht und beschäftigte sich mit einer leichten Häkelei. Sie trug ein Kleid von weißem Baumwollstoff, sehr einfach gemacht und an der Taille mit einem Gürtel von gelbem Naturleder zusammengehalten; die Ärmel, etwas kurz, ließen nicht nur die Handgelenke, sondern ein gutes

Stück des vollen, glatten, wie aus Marmor gemeißelten Armes frei, und der prachtvolle kräftige Halsansatz ragte deutlich aus dem zurückgeschlagenen Matrosenkragen hervor, unter dem eine dunkelblaue Schärpe mit weißen Punkten geknüpft war. Wie flink und präcis war, während sie arbeitete, jede Bewegung ihrer etwas großen, aber tadellos geformten Hände.

Sie war ein wenig stark; aber auch das hatte etwas für sich. Diese vollen runden Schultern erweckten die Vorstellung einer ungebrochenen Kraft, welche nichts niederzudrücken vermochte. Er konnte nicht umhin, seine Blicke länger auf ihr verweilen zu lassen. Er staunte. Gestern — welche Aufregung, welcher Zorn, welches Geschrei; zerrissene Kleider, zerschlagenes Geschirr, zerbrochene Möbel — und heute — nach einer Scene, die jede andere Frau krank gemacht hätte — keine Spur von Ermattung, kein dunkler Schatten unter den stahlgrauen, hellbewimperten Augen, kein Fältchen um den etwas großen Mund. Welch ein Born von unverwüst-

licher Lebenskraft in dieser Frau, welche unverbrauchbare, triumphierende Gesundheit! Nie eine Spur von Nervosität, von unnützer Aufregung, und keine Ahnung von Überspanntheit!

Ach, sie hatte ihre guten Seiten, das ließ sich nicht leugnen. Er seufzte — er hörte sich seufzen — kam zum Bewußtsein der Richtung, welche seine Gedanken eingeschlagen, und erschrak vor sich. War es möglich, daß schon nach kaum zweitägigem gezwungenem Beisammensein — einem Beisammensein, das er, wenn er ihm nicht ausweichen konnte, dazu benutzte, ihr seinen Haß und seine Verachtung in die Zähne zu werfen — eine alte Gewohnheit ihr Recht verlangte?

Immer noch häkelte sie. Die Sonne kroch zwischen den eng verschlungenen Ranken der blütenbeladenen Kletterrosen hindurch und glitzerte auf dem grauen Stahl der Häkelnadel. Jetzt schien sie ihr in die Augen; sie rückte ihren Stuhl zurecht, um dem blendenden Licht auszuweichen; dabei erblickte sie ihn. Anstatt wie

gestern ihm finstere Blicke zuzuwerfen, nickte sie ihm zu, in der Sonne blinzelnd mit ihren eigentümlichen, katzenartigen Augen, und lächelte langsam phlegmatisch, wobei sie eine Reihe perlengleicher, sehr weißer Zähne zeigte. Ärgerlich, als ob sie sich ihm gegenüber eine ungerechtfertigte Freiheit herausgenommen habe, ging er an ihr vorbei in das Atelier. Er trachtete sich einzureden, daß ihm vor ihr schaudere, daß sie ihn anwidere — er suchte den großen Ekel, der sich zwischen ihn und sie gestellt, seit die Liebe zu Erika sein Herz erfüllte; aber er konnte den Ekel nicht finden.

— — — — — — — — — — — — —

Er hielt sich diesmal flüchtiger als sonst vor dem Porträt Erikas auf, das auf seiner großen Staffelei den auffälligsten Platz im ganzen Atelier einnahm, und schritt auf seinen Schreibtisch zu. Mehrere Geschäftsbriefe lagen darauf; er öffnete sie und seufzte ungeduldig. Die meisten waren Ermahnungen zu Antworten, die bereits seit Wochen vergeblich erwartet worden waren.

Seitdem er sich in Venedig aufhielt, war seine geschäftliche Korrespondenz, ja waren seine Geschäfte überhaupt in eine bedauernswürdige Unordnung geraten.

Er öffnete noch einen Brief; ein Regiment von Zahlen sprang ihm entgegen. Es war die Abrechnung mit seinem Pariser Kunsthändler. Er schnalzte mit den Fingern, dann beugte er sich darüber, versuchte sich hineinzufinden. Unmöglich! — die Zahlen tanzten vor seinen Augen — er legte die Feder weg. Unwillkürlich hob er den Kopf. Durch die Glaswand des Ateliers blickten ein Paar hellbewimperte Augen zu ihm hinüber, gutmütig und spöttisch. Sein Herz fing an zu klopfen. Sie hatte sonst seine ganze Korrespondenz für ihn besorgt — wie flink, wie präcis! Bevor sie einer Liebschaft mit einem Maler zu Ehren Modell geworden, war sie Demoiselle de comptoir gewesen; sie verstand sich aufs Rechnen wie ein Bankbeamter. Er brauchte nur ein Wort zu sagen, und sie würde diese ganze verdrießliche Sache für ihn in Ord-

nung bringen. Aber er wollte keinen Dienst annehmen von ihr. Da öffnete sich die Thür des Ateliers, mit gemächlichen Schritten kam jemand auf ihn zu, eine warme kräftige Hand legte sich auf seine Schulter. Er trachtete sich einzureden, daß ihm die Berührung dieser Hand unangenehm sei. Aber sie war ihm nicht unangenehm, sie wirkte entschieden beruhigend auf seine kranken Nerven. Dennoch zwang er sich, sie abzuschütteln.

Die Frau lachte, ein weiches, ziemlich tief klingendes Lachen — das Lachen einer gutmütigen Cynikerin. Dann zündete sie eine Cigarette an, reichte sie ihm und sagte: „Pauvre bibi, tu n'y vois que du feu; da versuche dich auszuruhen von deinen fruchtlosen Anstrengungen, ich bring dir das in Ordnung im Handumdrehen, während du vor nächster Woche nicht fertig damit wirst."

Diesmal legte sie ihm die Hand nicht auf die Schulter, sondern strich ihm einfach mit beiden Händen über Stirn und Kopf.

„Voyons, Séraphine!" rief er ärgerlich, sich von ihr loswindend.

Sie lachte immer gutmütig, gleichmütig und unbewußt cynisch. Ehe drei Minuten vorüber waren, saß sie statt seiner an dem Schreibtisch; er hielt die Cigarette, die sie ihm angezündet, zwischen den Lippen und stand in Gedanken versunken vor Erikas Porträt.

Wie lange er so dagestanden haben mochte, hätte er nie zu sagen gewußt, aber mit einemmal hörte er eine volle Stimme neben sich sagen: „C'est rudement fort — tu sais! — Sapristi! Stellst du es aus!"

„Ich weiß es noch nicht," murmelte er zerstreut, und dann ärgerte er sich darüber, daß er ihr eine Antwort gegeben hatte.

„Sie ist hübsch, das läßt sich nicht leugnen," gestand Seraphine mit bewunderungswürdiger Objektivität. „Es thut mir eigentlich leid, daß ich dich in deiner Unterhaltung gestört habe, aber viel wär doch nicht dabei herausgekommen. Wenn ich nicht irre, waret ihr, als ich erschien,

gerade an den Grenzen des Möglichen angelangt. Sie ist eine von denen, die nichts umsonst geben und ihr Kapital immer nur auf sichere Hypothek placieren. Es thut mir sehr leid, daß ich ihr diese Hypothek nicht einräumen kann; je suis bon garçon moi — aber mon dieu, lorsqu'il y a un homme dans la question — sapristi, chaque femme pour elle!“

Da öffnete Lucrezia die Thür und meldete, daß im Garten draußen das Frühstück serviert sei. Er hatte es sich fest vorgenommen, sich nicht zu der Mahlzeit niederzusetzen mit dieser Frau. Ehe er sich noch hatte äußern können, fing sie an: „Es wäre immerhin gut, wenn du einmal wieder ordentliches Aufsehen erregtest in Paris. — Wann bist du abgereist, diesen Herbst …? Im Oktober. — Du hast keine Ahnung, welches Vergnügen du damit den meisten deiner Kollegen gemacht hast! Ils ont poussé un grand ouf. Diesen tollen Farbenkarneval im diesjährigen Salon hättest du dir ansehen sollen! Bouchard hat eine Nymphe ausgestellt

mit einem Faun, ganz nach deinem Muster, nur ist deine aus Fleisch und die seine ist aus Dragant — ein armseliges Ding, aber von Seiten der Kritik großes Geschrei und die Médaille d'honneur, voilà! On a beau dire, du hattest angefangen den Künstlern unbequem zu werden; man feiert die Stümper, um dich kleiner zu machen; man thut, was man kann, dir den Teppich unter den Füßen wegzuziehen, damit du stolpern magst. Aber du brauchst dich nur zu zeigen, so eroberst du dir dein Terrain zurück. Neulich sagte mir Bécard ... du weißt ... er trachtet noch immer nach einer originellen Art, die Dinge anzusehen; er hat im Salon ..."

Also plaudernd hatte sie sich langsam der Thür genähert; jetzt war sie draußen. Ohne es zu wissen, war er ihr gefolgt.

„Was hat Bécard ausgestellt?"

„Eine Frau auf dem Balkon nach dem Diner, zwischen zwei Beleuchtungen, auf der einen Seite Kerzenlicht aus der offenen Thür, auf der anderen Seite Mondlicht — die eine Hälfte von ihr

schwefelgelb, die andere meergrün; c'est d'un drôle!“

„Ich habe die Skizze zu dem Ungeheuer in seinem Atelier gesehen!“ rief aufgeregt Lozoncyi. „Hat man ihm das passieren lassen?“

Sie hatte sich jetzt an den appetitlich gedeckten Tisch niedergesetzt, auf dem eine goldgelbe Omelette dampfte; sie antwortete nicht gleich.

„Hat man ihm das passieren lassen?“ wiederholte Lozoncyi.

„Passieren lassen ... Aber mein Lieber, man hat ihn aufs Schild gehoben, man feiert ihn comme le Messie!“

Lozoncyi hatte sich jetzt ihr gegenüber gesetzt. Er schlug mit der Faust auf den Tisch: „Verflucht!“ murmelte er zwischen den Zähnen.

„Tu as tort de te fâcher,“ meinte sie; „es ist ein guter Kerl und dein Freund. Er selbst sagte mir unlängst anläßlich seines succès: ‚Es ist der Neid gegen Lozoncyi, der mir zu gute kommt.‘ Übrigens giebt es eine ganze

Koterie unter deinen Kollegen. Darf ich dir vorlegen? Die Omelette wird kalt."

Er gestattete ihr, seinen Teller zu füllen.

— — — — — — — — — — — — —

Zwei Stunden später schritt er in seinem Atelier auf und ab, finster, den Schweiß auf der Stirn.

Sein Frühstück hatte ihm geschmeckt und das Geplauder seiner Frau hatte ihn unterhalten. Mit kaum merklichen Gesprächswendungen hatte sie seine Phantasie hinübergelockt zu seinem alten, bequemen, ungenierten, gutmütig verliederten Künstlerleben in Paris. Immer neugieriger hatte er sie ausgeforscht nach dem Thun seiner Kollegen; dann hatte sie ihm Anekdoten erzählt, stark gewürzte, aber drastische, amüsante Anekdoten; sie hatte ihm seine Orangen geschält; dann, da die Sonne jetzt das ganze Tischchen, an dem sie saßen, zu überfluten begann, hatten sie den Kaffee in dem Atelier getrunken. Ein Gefühl großen Behagens hatte ihn überkommen; aber mitten drin empfand er noch eine lästige

Unbequemlichkeit. Sie sah ihn an; lachend verschwand sie und kam mit einem Paar leichter Hausschuhe wieder. Es war heiß, die Stiefel drückten ihn; eilig entledigte er sich ihrer und schlüpfte in die bequemen Pantoffel hinein. Ihm war's, als ob er sich seit langer Zeit endlich wieder einmal eines einengenden Zwangs entledigt hätte. Er streckte und reckte sich. Plötzlich überschlich's ihn unangenehm kalt.

Die Frage kam ihm, ob er es je über sich gewinnen werde, vor Erika sich so rücksichtslos gehen zu lassen.

Er fuhr zusammen; die momentan hergestellte Harmonie zwischen ihm und seiner Frau war gestört. Mit den plötzlichen Stimmungswechseln, an die sie sich im Laufe der Jahre gewöhnt hatte, wies er sie von sich ab, zeigte ihr förmlich die Thür, heftig, roh.

Wieder hämmerte es ihm im ganzen Körper — es war zum Rasendwerden. Seine, Erika gegenüber eingetretene Gefühlsermattung hüllte sich jetzt in ein neues Gewand. Es war ab-

scheulich, es war gewissenlos, verbrecherisch, die Begeisterung dieses unerfahrenen jungen Wesens beim Wort zu nehmen, es vielleicht, nein gewiß, zu namenlosem Elend zu treiben, sagte er sich. Er trat an seinen Schreibtisch; er wollte ihr schreiben, daß es unmöglich sei, daß er zurücktrete ihr zuliebe. Aber kaum hatte er das erste Wort geschrieben, so fühlte er, wie sein Blut wallte, wie die Sehnsucht nach ihr ihn betäubte; er fühlte, daß er den Entschluß zu einer ehrlichen Entsagung ebensowenig fassen konnte als einen anderen. Was wollte er eigentlich? Er sprang auf, zerknitterte in rasender Heftigkeit den Briefbogen, den seine Feder kaum berührt, und warf ihn von sich. Noch einmal trat er vor das Porträt. Warum war sie auch so überspannt.

Den Kopf tief gesenkt ging er in das Nebengemach. Ein paar von ihren Sächelchen waren dort noch liegen geblieben, ein spitzenumsäumtes Taschentuch, ein Paar Handschuhe. Er preßte sie heiß an seinen Mund.

* *
*

„Erika! Erika!“ ruft die alte Gräfin Lenzdorff in offenbar ungewöhnlich freudiger Erregung ihrer Enkelin über den ganzen Garten des Britannia hinüber zu. „Erika!“

Die alte Frau sitzt an der Brustwehr des Gärtchens neben dem Canal Grande. Erika tritt eben aus einer Seitenthür des Hotels. Die Großmutter hatte sie wegen ihres Sonnenschirmes hinaufgeschickt. Wie seltsam sie aussieht, wie weiß ihre Wangen sind und ihre Lippen wie fieberhaft rot! Das aber ist Nebensache; — was einem jeden, der sie heute aufmerksam betrachtet, am auffälligsten sein muß, ist das verklärte Licht in ihren Augen — ein Licht, das durch einen Thränenschimmer hindurch leuchtet.

„Komm schnell!“ ruft die Großmutter, „ich habe eine Überraschung für dich. Erika! Erika!“ Aber Erika kommt nicht schnell, ganz langsam geht sie durch den rosendurchblühten Garten auf die Großmutter zu, die einen offenen Brief in der Hand hält.

Die Sonne scheint voll und grell in den

kleinen Garten, der Himmel ist wolkenlos, die Lagune wie mit Demanten bestreut; auf den schwarzen Gondeln flimmern große weiße Glanzlichter, die entblößten, sehnigen braunen Hälse der Gondoliere glänzen wie Bronze. Ein Lärm von lustig kreischender Geschäftigkeit tönt bald lauter, bald schwächer von irgendwo in das stille, duftige Gärtchen hinein. Dazwischen hört man das matte Lecken und Plätschern der Lagunenwellen und träumerisch schwirrende Kirchenglocken.

Der schwarze Pudel des Banquiers Schmytt — er ist genau nach dem Muster des Pudels eines kürzlich durchgereisten englischen Herzogs hergerichtet, mit drei Reifen schwarz geringelten Pelzes über dem glatt geschorenen Bauch — liegt vor der Thür des Lesezimmers und reibt sich melancholisch die Schnauze. Ein Engländer, ein sehr langer Engländer mit einem viel zu kleinen Kopf, stolpert, die Hände tief in den Taschen seines klein karrierten Touristenjacketts, immer und immer wieder im selben Kreis um den sonnenverbrannten Rasenplatz des Gärtchens.

Es macht einen schwindelig, ihn anzusehen; dabei starrt er, mit seinen dickbesohlten Halbschuhen kleine Kiesel aufwirbelnd, mißmutig vor sich hin in den grobkörnigen Kies, als suchte er dort die Lösung zu einer sehr interessanten Frage, die allem Anschein nach finanzieller Natur ist.

Seine Frau, eine rothaarige kleine Person mit sehr schönen Zähnen, sitzt indessen knapp vor dem Speisesaal an einem gelb lackierten Blechtischchen und kokettiert im Schatten ihres roten Sonnenschirms mit einem dunkelgelben Rumänen, dem sie sehr zu gefallen scheint und mit dem zusammen sie eine Flasche Brauselimonade leert.

„Von wem ist der Brief?“ fragt die Großmutter neckend.

„Ich ... ich ahne nicht,“ murmelt Erika, und ihre weißen Wangen werden noch weißer und ihre leuchtenden Augen werden starr.

„Wirklich nicht? — Von wem kann wohl ein Brief sein, über den ich mich so freue!“

Erika fährt zusammen.

„Von Goswyn!“ sagt die Großmutter. „Aber was für ein Gesicht du machst!“

„Soll ich mich vielleicht ebenso freuen wie du, weil Goswyn endlich von der großen Teilnahme, die du ihm entgegengebracht, Notiz genommen hat?“ sagt Erika. Aber ihre alte herbe Betonung fehlt und ihre Stimme klingt matt und klanglos.

„Laß es gut sein,“ entgegnet die Großmutter gutmütig triumphierend. „Lies erst den Brief, und dann sag mir, ob du noch die geringste Lust hast, ihm böse zu bleiben. Magst du ... ihm nun besonders gewogen sein oder nicht — immerhin wird dich der Brief freuen. Er fragt unter anderem an, ob wir Anfang nächster Woche noch in Venedig sind, und ob er uns nicht geradezu ungelegen käme.“

Erika hält den Brief in den Händen; sie heftet ihre Augen darauf, aber die großen deutlichen Schriftzüge schwanken vor ihrem Blick. Von dem weißen glatten Briefbogen hinweg sieht sie in das helle Sonnengeflimmer auf der Lagune hinaus.

Mitten zwischen den schwarzen Gondeln mit den weißen Glanzlichtern erblickt man jetzt Prinz Helmy in seinem gelben Kutter, der gewöhnlich vor dem Hotel Britannia vor Anker liegt. Die beiden Damen erspähend, klettert der Prinz über ein paar Gondeln bis zu ihnen heran. „Hätten die Damen keine Lust, sich mir anzuvertrauen? Es würde vielleicht amüsanter sein, in meinem Kutter nach Chioggia zu fahren als in dem Dampfer.“

„Gewiß wär's amüsanter,“ erwidert die alte Gräfin mit einem freundlichen Wohlwollen, das Prinz Helmy an ihr nicht gewohnt ist. „Aber,“ setzt sie hinzu, „leider kann ich mir das Vergnügen nicht gönnen. Ich thue diesmal hauptsächlich als Stütze der Gesellschaft mit, Konstanze Mühlberg zuliebe, und da kann ich sie auf ihrem Dampfer nicht allein lassen.“

„Schade!“

Indessen ruft eine lustige alte Stimme: „Leg mich Ihnen zu Füßen, meine Damen!“ Es ist Graf Treurenberg, der, völlig ausgerüstet zu der

Partie nach Chioggia, im hellen Sommeranzug an sie herantritt. „Sie kommen doch auch nach Chioggia?"

„Allerdings."

„Schade, daß Sie nicht mit uns fahren können!"

„Ich bedauerte soeben," bemerkte Prinz Helmy.

„Wissen Sie nicht, ob Lozoncyi von der Partie sein wird?" fragt Treurenberg.

„Habe keine Ahnung," erwidert Gräfin Lenzdorff mit auffallend kühler Betonung.

„Was sagen Sie denn zu der Frau, die ihm da plötzlich herunter geschneit kommt? Eine Überraschung, was?"

„Eine Überraschung, die mich sehr kühl läßt," erwidert die Gräfin hochmütig.

„Daran zweifle ich nicht," entgegnet Treurenberg lachend. „Von einigen unserer venetianischen Schönheiten würde ich jedoch das Gegenteil behaupten. Komisch ist's immerhin, daß der Kerl seine ‚unlöslichen Bande' verschweigt. Hm! ich habe ihn einmal in Paris mit der in Rede

stehenden Persönlichkeit gesehen, aber im Traume hätt ich mir's nicht einfallen lassen, daß diese gelbhaarige Dame legitime Ansprüche auf ihn geltend machen könne. Eine Jugendeselei — offenbar!"

„Ein Mühlstein, den er sich um den Hals gebunden hat," meint der blauäugige Prinz Helmy sentimental, „eine Last, die ihn jetzt zu Boden drückt. Mir ist sehr leid um ihn."

„Hm!" meint Graf Treurenberg gedehnt, „mit dem Mitleid bin ich nicht so schnell bei der Hand. Solche Frauen machen mitunter den Künstlern das Leben sehr bequem, und dann im Grunde hat sie ihn bis jetzt wenig geniert." Er reibt sich die Hände und zwinkert vielsagend.

Eine Pause folgt — ringsherum nichts als Glockengeschwirr und der Lärm von geschäftig durcheinander polternden Menschen, die man nicht sieht.

„Bist du bereit, Onkel Hans?" fragt Prinz Helmy.

Treurenberg ist bereit, er empfiehlt sich den

beiden Damen. Kurz darauf sieht man ihn in dem kleinen Kutter neben dem Prinzen, der sich nun mit seinen zwei Matrosen um die Wette bemüht, noch ein Segel auf sein kleinwinziges Fahrzeug aufzuhissen. Dann grüßen die beiden Herren noch einmal zu den Lenzdorffs hinüber, ernst ehrerbietig; der Kutter setzt sich in Bewegung, erst langsam zwischen den Gondeln hindurch, dann schneller, immer schneller, wie ein Vogel hinschwebend über die hellgraue Lagune, schneller, immer schneller nach der Richtung hin, wo die weißen Schaumköpfe des offenen Meeres in sich überstürzendem Ungestüm aus der Wasserfläche auftauchen.

Es ist eine Kleinigkeit, aber die Last, die heute Erikas Herz bedrückt, ist schwerer geworden in der letzten Minute. Sie hat sich gesagt, daß von morgen an nie, nie mehr ein Mann sie so tief und mit so viel ritterlicher Hochachtung grüßen wird, wie die beiden in dem Kutter sie gegrüßt haben.

Ihre Anwandlung von Feigheit ist kurz.

Gleich darauf empfindet sie die schmerzgewürzte Genugthuung eines Fanatikers, der sich freut, noch eine Qual mehr leiden zu dürfen für seine Überzeugung.

„Ich begreife nicht, daß uns das Lunch noch nicht gemeldet wird," bemerkt Gräfin Lenzdorff, ihre an einer Chatelaine hängende Uhr zu Rate ziehend; dann sieht sie zu Erika auf — sie erschrickt über das Aussehen des Mädchens. „Was hast du nur?" fragt sie, und da Erika, anstatt zu antworten, die Farbe wechselt, kommt ihr zum erstenmal der Gedanke: Wäre es möglich, daß sie sich für den Maler interessiert — die Erika? Meine stolze Erika? Beobachtend heftet sie den Blick auf ihre Enkelin.

Indem fängt ein Kind in einem Perambulator an zu schreien. Es ist das Kind der Engländerin, die indes mit dem Rumänen cognakgewürzte Limonade trinkt. Gleichgültig sieht sie sich nach dem armen Wurm um, macht aber nicht die geringste Miene, aufzustehen, um dasselbe zu trösten, sondern fährt fort, im Schatten ihres

großen roten Sonnenschirms dem weizengelben jungen Manne ihre glänzenden weißen Zähne zu zeigen.

Erika thut der kleine Verlassene leid. Sie hebt ihn aus den Kissen, nimmt ihn auf den Arm und streichelt ihn. Sie ist dem kleinen Kerl nicht unbekannt, da sie öfters, wenn sie ihm im Garten oder in der Cour d'honneur des Hotels begegnet ist, mit ihm getändelt hat. Er läßt sich ihre Liebkosungen nicht nur willig, sondern mit augenscheinlicher Genugthuung gefallen, reibt seine thränenfeuchte, etwas rauhe rote Wange an ihrem glatten weißen Gesicht und schluchzt nur noch ein bißchen aus Wichtigthuerei, oder weil sich die kleine Brust nicht so schnell beruhigen kann wie der aufgeregte kleine Geist.

Was für eine reizende junge Mutter sie wäre! denkt die alte Gräfin, sie gerührt beobachtend. Wenn Goswyn sie so sehen könnte! Zugleich schleicht sich eine häßliche Unruhe um ihr sonst so regelmäßig schlagendes Herz. Was

soll ich ihm antworten? Mein Gott, ich hatte keine Ahnung! Vielleicht bilde ich mir's nur ein. Aber wenn ... was hätte ich da wieder angerichtet! Und die Welt spricht von meiner Klugheit ... Armes Kind!

Indem tritt Fritz in den Garten hinaus und meldet, daß das dem Ausflug nach Chioggia zu Ehren um eine Stunde vorgeschobene Dejeuner serviert ist.

* *
*

„Kind! Kind! du ißt ja gar nichts!" sagt die alte Gräfin besorgt zu ihrer Enkelin, da diese sich vergeblich bemüht, das bißchen Spargel, das sie sich gewissenhaft vorgelegt hat, herunterzuwürgen.

„Mir ist nicht ganz wohl," erwidert Erika mit matter, erloschener Stimme. „Ich habe ein wenig Kopfschmerz," und Erika legt sich die Hand an die Stirn. „Mir ist's, als ob sich ein Gewitter heranschliche, und es zeigt sich doch keine Wolke am Himmel."

Nein, keine Wolke zeigt sich, der Sonnenschein liegt auf dem rosenüberwucherten Gärtchen voll und grell, dringt mit einer Macht in den Speisesaal hinein, daß die Kellner die Rollvorhänge vor den Fenstern niederlassen müssen, worauf ein dämmeriges Grau sich über die grellweiß gedeckten Tische zieht.

„Heben wir die Sitzung auf," sagt die alte Gräfin mit einem entmutigten Seufzer. Und sie heben die Sitzung auf; sie lassen sich hinaufleiern in dem vielbeschäftigten Lift, und Erika macht Miene, sich für das in Aussicht gestellte Vergnügen herzurichten. Als aber die Großmutter, den Spitzenshawl um die Schultern, die cloche anglaise aus feinstem schwarzem Reisstroh, ihren beliebtesten Sommerhut, bereits auf dem Kopf, in das Zimmer ihrer Enkelin tritt, um diese abzuholen, findet sie dieselbe im langen weißen Morgenrock mit genetzten Schläfen und halbgelöstem Haar in einem Lehnstuhl liegend.

„Kind! Kind! was fehlt dir?" ruft die alte Dame tödlich erschrocken.

„Nichts,“ erwidert Erika mit niedergeschlagenen Augen, ohne sie anzusehen; „eine Migräne. Du siehst, ich hatte den besten Willen, aber — es geht nicht, es ist plötzlich gekommen, sehr stark, du mußt ohne mich zu Konstanze. Grüße sie recht herzlich von mir und sage, daß es mir sehr leid thut.“

„Liebes Kind, es fällt mir gar nicht ein, unter Leute zu gehen, wenn du unwohl bist,“ ruft die alte Frau aus, indem sie zugleich den rechten Handschuh von ihrer Hand herunterzieht, „das kann kein Mensch von mir verlangen!“

Erika fängt an, am ganzen Leibe zu zittern. „Aber Großmutter, es ist ja kein Unwohlsein, nur eine Migräne. Dabei kannst du mir nichts nützen, und du weißt es, daß ich's nicht ertragen kann, eine Störung zu verursachen.“

„Nun ja — nun ja,“ sagt die Großmutter. „Aber so leg dich doch wenigstens nieder, mein Herzchen.“

„Du kannst es ja Konstanze Mühlberg unmöglich anthun, nicht zu kommen,“ redet jetzt

Erika in die Großmutter hinein, „sie zählt auf dich; du weißt, daß sie deine Stütze braucht.“

„Ja, das ist wahr!“ gesteht die Gräfin.

Im Lauf dieses Zwiegesprächs hat sie bemerkt, daß Erikas Augen von hastig weggewischten Thränen glänzen. Der Verdacht, der ihr da unten in dem Gärtchen plötzlich gekommen, verstärkt sich. Vielleicht ist es besser, sie gönnt dem armen Mädchen ein wenig Ruhe, sagt sie sich.

Indem meldet Marianne, Gräfin Mühlberg sei unten in ihrer Gondel, um die Damen abzuholen.

„Geh, Großmütterchen,“ haucht Erika, „geh!“

„Nun ja, ich gehe — aber leg dich nieder, mein Kind, so ...“ Sie führt Erika selbst an ihr Bett. „Wie du zitterst; du hältst dich ja kaum auf den Füßen!“ Dann zieht sie die Vorhänge vor die Fenster, glättet ein letztes Mal das lange Morgenkleid um Erikas Glieder, streichelt ihr die Wange und küßt sie auf die Stirn. Sie steht schon an der Thür, da hört sie's leise hinter sich: „Großmutter!“

Sie wendet sich um. Erika hat sich halb aufgerichtet und blickt ihr nach.

„Was giebt's, Kind?"

„Nichts — nur — es ist mir gerade eingefallen, daß ich in der letzten Zeit oft gegen dich war, wie ich's nicht hätte sein sollen. Verzeih mir, Großmutter!"

Die alte Frau schließt das zitternde Mädchen in ihre Arme. „Dumme Liese!" ruft sie, „als ob das überhaupt in Betracht käme, mein Herzchen. Leg dich nur ruhig schlafen, ruh dich aus, damit ich dich mit hellen Augen wiederfinde, wenn ich zurückkomme. Wo ist mein Taschentuch? Ach, hier! Da hast du den Brief Goswyns; wenn du etwas wohler bist, kannst du ihn lesen. Du brauchst dich gar nicht zu fürchten, daß ich dir zu etwas zureden werde, bewahre! Die Zeiten sind vorbei! Aber ich denke, der Brief dürfte dich freuen; in jedem Fall ist es doch etwas, einem durch und durch anständigen Menschen ein so tiefes und warmes Gefühl einzuflößen; und dann wirst du auch

einsehen, daß du ihm manchmal unrecht gethan. Adieu, mein Liebling, adieu!“

Ein letztes Mal hat Erika die Hand der alten Frau an ihre Lippen gezogen — jetzt ist die Gräfin fort. Erika ist allein. Sie hat die Thür ihres Zimmers zugeschlossen und sitzt auf ihrem Bett. Der Brief Goswyns liegt aufgeschlagen vor ihr auf ihren Knien, und die Thränen stürzen ihr aus den Augen, rascher, immer rascher auf den vor ihr aufgeschlagenen Brief herab.

Der Brief lautet:

Meine hochverehrte Freundin!

Sind Sie Anfang nächster Woche noch in Venedig und haben Sie nichts dagegen, daß ich mich dann dort einfinde? Ich will durchaus nicht von Ihnen wissen, wie meine Chancen stehen, ich komme in jedem Fall — wenn nicht jede Möglichkeit, endlich das Ziel aller meiner Wünsche zu erreichen, ausgeschlossen, das heißt, wenn die Hand Gräfin Erikas nicht bereits

vergeben ist. So, das wäre deutlich, nicht wahr?

Haben Sie es geahnt, oder haben Sie es nicht geahnt, daß in all diesen Jahren, seitdem ich meinen ersten Korb von Gräfin Erika nach Hause getragen, kein Tag vergangen ist, an dem ich ihrer nicht gedacht hätte? Mein Benehmen muß Ihnen Rätsel aufgegeben haben, vielleicht haben Sie mich lächerlicher Empfindlichkeit geziehen. Und lächerliche Empfindlichkeit war auch der eigentliche Grund meiner, wie ich jetzt einsehe, durchaus thörichten, nicht zu rechtfertigenden Handlungsweise — aber nicht etwa die Empfindlichkeit eines abgewiesenen Freiers. Gott bewahre!

Ich hätte Gräfin Erika den Korb, den sie mir gegeben, nie nachgetragen, nein nie, selbst wenn sie mir ihn nicht in einer so liebenswürdigen Art erteilt hätte, daß man an und für sich vor ihr hätte niederknien und sie anbeten mögen dafür — meine Empfindlichkeit hatte andere Ursachen. Jemand, den ich nicht näher

bezeichnen will, hatte darauf Anspielungen gemacht, daß ich Gräfin Erikas Geld nachjage. Von da an war es mit meiner Unbefangenheit vorbei. Ich konnte mich nicht mehr entschließen, ihr einen Schritt entgegen zu thun, weil ich, platt ausgedrückt, mir dessen bewußt geworden, daß ich keine genügende Partie für sie war.

Sie finden das kleinlich. Ich finde mich selber kleinlich — so kleinlich, daß ich mir erbärmlich vorkomme und mich jetzt, wo das Hindernis hinweggeräumt ist, einfach frage: bin ich etwa des herrlichen und ungewöhnlichen Mädchens würdiger, seit ich um ein paar Mark jährlich mehr zu verzehren habe?

Mir ist unheimlich zu Mut, so, als ob ich für meinen läppischen Eigensinn gestraft werden sollte. Es war ja vielleicht nie eine Möglichkeit, ihr Herz zu gewinnen, aber eines Versuchs war's wert, und sie hat das Recht, es mir zu verübeln, daß ich in diesen langen Jahren den Versuch nicht gemacht habe. Wenn Ihnen mein langes

Trotzen unbegreiflich gewesen sein mag, so werden Sie es hingegen sehr wohl verstehen, warum ich nicht früher nach dem Gräßlichen, was mich betroffen, in dieser Angelegenheit an Sie schrieb.

Es war zu schrecklich!

Neben meiner aufrichtigen Trauer um den Verstorbenen quält mich noch die Reue, meinen Bruder nicht immer nach seinem wirklichen Wert, den er in den letzten Augenblicken seines Lebens bewiesen hat, geschätzt zu haben. Das fürchterliche Unglück zu meiner Freude auszubeuten, widerstrebte mir nun vollends. Ich hätte es nicht über mich bringen können, selbst wenn ich nicht in diesen letzten Wochen so völlig zerschmettert gewesen wäre, daß sich gar keine Lebenslust, kein Fünkchen von einem Wunsch mehr in mir regte.

Gestern begegnete ich Frau von Norbin, die kürzlich von ihrer italienischen Reise zurückgekehrt ist. Sie teilte mir mit, daß Prinz Nimbsch sich in auffälliger Weise um Gräfin Erika bewirbt,

vorläufig aber von dieser nicht mit großer Aufmunterung verwöhnt wird.

Die Eifersucht weckte mich sofort aus meiner Betäubung. Und nun frage ich Sie noch einmal: darf ich nach Venedig kommen? Einen Urlaub auszuwirken, sollte mir, falls nicht gänzlich unvorhergesehene Umstände eintreffen, nicht schwer sein. Noch einmal wiederhole ich's: ich frage Sie nicht, ob ich Chancen habe, ich weiß, daß ich vorläufig keine haben kann, aber ich frage Sie nur: darf ich kommen?

Ungeduldig Ihrer Antwort harrend, bleibe ich in treuer Verehrung

G. Sydow.

Sie hatte den Brief bis auf das letzte Wort durchgelesen. Immer rascher flossen ihre Thränen. Jetzt warf sie sich über das Bett und verbarg ihr Gesicht in den Kissen. Etwas Fürchterliches rüttelte ihr am Herzen, an jedem Nerv; alles in ihr, alles um sie herum schrie: Kehre um, kehre um! — aber es war zu spät; sie

wollte nicht mehr umkehren. Der Wahn, daß sie im Begriff stand, etwas Erhabenes, Großartiges zu thun, der Wahn, der sie ganz erfüllte, ließ es nicht zu.

Es dauerte lange, ehe sie sich aufraffte, ein leises Klopfen an der Thür weckte sie. Marianne war's, welche von Gräfin Lenzdorff die Weisung erhalten hatte, nach der Patientin zu sehen.

Erika erhob sich und trat an die Thür. „Ich brauche nichts, Marianne," rief sie, „mir ist besser!"

„Befehlen Comtesse nicht eine Tasse Thee?"

„Nein! Vorläufig nicht — bis später!"

Marianne entfernte sich. Wieder drehte Erika den Schlüssel um. Sie sah auf die Uhr. Fünf! Es war Zeit, ihre letzte Vorbereitung zu treffen.

Sie suchte ihren Schmuck zusammen, ungewöhnlich schönen Schmuck für ein Mädchen; sie hatte von jeher eine Vorliebe dafür gehabt, und ihre Großmutter hatte ihr nie etwas abzuschlagen vermocht. Ohne auch nur einen sehn-

süchtig rückblickenden Gedanken an das Geschmeide zu hängen, ließ sie die Perlen — fünf Schnüre wundervoller gleicher, erbsengroßer milchweißer Perlen mit rosa Schimmer — durch ihre Finger gleiten und schätzte beiläufig ihren Wert ab. Sie legte dazu, was allenfalls noch außerdem einen hohen Preis hatte, und wickelte alles in ein Paket zusammen, das sie zuschnürte und auf das sie schrieb: Für die Armen. Dann setzte sie sich an ihren Schreibtisch nieder und begann ihren letzten Willen aufzusetzen. Sie benahm sich wie jemand, der sich zu einem Selbstmord vorbereitet. Nicht einen ihrer zahlreichen bescheidenen Schützlinge vergaß sie. Alle legte sie ihrer Großmutter ans Herz.

Nachdem sie in dieser Richtung die nötigen oder ihr zum mindesten als nötig erscheinenden Bestimmungen getroffen, sagte sie sich, daß sie jetzt einen Abschiedsbrief an ihre Großmutter schreiben müsse.

Das war gräßlich.

Zuerst konnte sie keinen Anfang, dann kein

Ende finden zu dem Briefe. Zwei, drei Bogen hatte sie bereits vollgeschrieben und immer kam noch etwas Zärtlicheres dazu. Jetzt erst wurde sie sich klar darüber, was die Großmutter in diesen letzten Jahren für sie gewesen war. Sie erinnerte sich dessen nicht mehr, wie oft die Weltauffassung der alten Philosophin sie verdrossen, wie oft sie sich bis zur Unart dagegen aufgelehnt. Wie schwer ihr der Abschied fiel! Aber an ein Zurücktreten war nicht zu denken.

Und sie schrieb und schrieb.

Endlich schloß sie damit: „Alle anderen werden mit Fingern auf mich deuten — du wirst meine Handlungsweise beklagen, aber schlecht wirst du sie nicht finden, nur thöricht. Arme liebe Großmutter! Und unglücklich wirst du sein über das Leid, das ich willkürlich auf mich genommen habe. Es ist mir schrecklich, daß ich meine Lebensaufgabe, die so deutlich vor mir liegt, nicht erfüllen kann, ohne dir Schmerz zu bereiten. Aber ich darf nicht anders! Eines tröstet mich. Ich weiß, wie großdenkend du bist;

du wirst zu wählen haben zwischen der Welt und mir, du wirst die Kraft haben, dich von der Welt zu trennen und dich mir zuzuwenden, und dann wird mir nichts mehr fehlen in meinem neuen Leben, mögen mich die Menschen lästern, wie sie wollen!"

Dreimal hatte Erika den Brief geschlossen, immer wieder öffnete sie ihn, um noch etwas hinzuzufügen.

Endlich mußte sie ihn doch als fertig gelten lassen. Sie steckte ihre genau ausgeführten Verfügungen über ihre zurückgebliebenen Habseligkeiten hinein und siegelte ihn zu. Sie fragte sich, wo sie den Brief niederlegen solle, damit ihn die Großmutter sofort finden möge. Erst wollte sie ihn in das Zimmer der alten Dame tragen, dann überlegte sie sich's. „Nein, wenn die Großmutter zurückkommt, tritt sie an mein Bett, um nach mir zu sehen," sagte sie sich, und wieder stürzten ihr die Thränen aus den Augen. „Arme Großmutter!" Dann küßte sie den Brief lange, zärtlich und legte ihn auf ihr Nachttischchen.

Jetzt fuhr sie sich über die Schläfen. Alles, was geschehen mußte, war geschehen, sie brauchte sich nur anzukleiden und ... Aber eine drängende Unruhe befiel sie. Noch einmal setzte sie sich an den Schreibtisch und schrieb. Es ging diesmal langsamer, die Worte kamen nicht so rasch wie in dem Brief an die Großmutter — nein, mühsam, beschwerlich kamen sie, ihr war's, als müsse sie jedes einzelne aus ihrem wunden Herzen herausreißen.

„Mein lieber treuer Freund!" fing sie an. „Kommen Sie nicht nach Venedig. Wenn Sie diesen Brief in den Händen halten, bin ich aus der Welt, in der Sie leben, gestrichen. Mir wäre es unerträglich, daß Sie von Fremden erfahren sollten, was ich gethan habe, und so schreibe ich Ihnen selbst. Ja, wenn Sie diesen Brief in Händen halten, so werde ich mit allem gebrochen haben, an dem ich sonst hing, und werde mit — einem verheirateten Manne geflohen sein. Wie weh Ihnen zu Mute sein

muß, während Sie das lesen! Alles in mir schreit vor Schmerz, wenn ich daran denke!

Sie werden es nicht begreifen — ‚Erika Lenzdorff entflohen mit einem verheirateten Mann!‘ Es klingt unglaublich, nicht wahr?

Sie wissen, daß ich nie leichtsinnig war und nie verdreht — und so dürfen Sie mir glauben, daß die Gründe, welche mich dazu bestimmt haben, diesen schweren Schritt zu thun, zwingender Natur waren.

Es handelt sich darum, die Existenz eines begabten und edlen Menschen zu retten. Sein Seelenleben ist gänzlich zerrüttet, er leidet entsetzlich, und ich habe die Überzeugung gewonnen, daß er zu Grunde gehen müßte ohne mich.

Er hoffte eine Scheidung von seiner Frau zu erreichen. Es war nicht möglich. Ohne zu zögern, habe ich mich entschlossen, ihm frei zu folgen. Mitten durch die Qual, die mir das Brechen mit all meinen bisherigen Lebensgewohnheiten bereitet, zieht sich ein Gefühl freudiger Begeisterung.

Es ist groß und schön, leiden zu dürfen für einen ungewöhnlichen, edlen und hochbegabten Menschen — schön, sich sagen zu dürfen, das Schicksal hat mich dazu ausersehen, seiner verdunkelten Seele neues Licht zuzuführen. Was ich für meine Person aufgebe, um meine Mission zu erfüllen, kommt bei mir gar nicht in Betracht — was mich aber zu Boden drückt, ist der Gedanke an das Leid, welches ich meiner lieben Großmutter zufüge und Ihnen. Sie wird mir verzeihen, und Sie, mein armer Freund, Sie werden mich vergessen. Ich wollte mir vorlügen, daß das ein Trost ist — aber nein, es ist kein Trost. Von allen Dingen, auf die ich mit meinem alten Leben verzichten muß, ist Ihre Freundschaft dasjenige, von dem ich mich am schwersten trenne.

Goswyn! um Gottes willen beurteilen Sie mich nicht falsch und hart! Was ich thue, thue ich in der vollsten Überzeugung, das Rechte zu thun. Wenn einmal diese Überzeugung in mir zusammenbricht, dann — Aber so etwas kann

ich mir gar nicht ausdenken — es wäre zu schrecklich — ich kann mich nicht irren!

Eine fürchterliche Anwandlung von Feigheit ist mir gekommen, während ich Ihnen schreibe. Alles schwankt um mich herum.

Eine neue schreckliche Angst befällt mich jetzt plötzlich. Werde ich der Aufgabe, die ich auf mich genommen, gewachsen sein? Wird er es auf die Länge der Zeit aushalten, so weltgeschieden mit mir allein zu leben?

Nun, auch auf das will ich gefaßt sein! Wenn sein Gefühl für mich verblaßt, so ist meine Aufgabe erfüllt, er braucht mich nicht mehr. Dann werde ich aus seinem Leben und aus dem Leben überhaupt verschwinden wie eine armselige Kerze, die man auslöscht, wenn die Sonne aufgegangen ist. Ich werde den Mut haben, die Kerze zu verlöschen; es wird eine Kleinigkeit sein im Vergleich zu dem, was ich jetzt thue. O Gott! wie schwer mir's fällt! Goswyn! — Adieu! — Noch eins. Ich sag's Ihnen zum Abschied. Wird's Ihnen süß oder

bitter, ein Trost oder ein Schmerz mehr sein in dieser Stunde — ich weiß es nicht; aber ich muß es Ihnen sagen zum Abschied, ich spreche zu Ihnen wie eine Sterbende. Wenn Sie in diesem vergangenen Herbst mir nur ein gutes Wort gegeben hätten, so wäre ich jetzt Ihre Frau, und Sie hätten es nicht zu bereuen gehabt! Das ist vorbei. Offenbar hatte das Schicksal mich für etwas anderes ausersehen.

Noch einmal adieu! Leben Sie wohl!

Verzeihen Sie mir das Leid, das ich Ihnen zufüge, und denken Sie manchmal an Ihre arme Freundin

Erika Lenzdorff."

— — — — — — — — — — — — —

So, jetzt war sie fertig. Sie streifte ihren Schlafrock ab und kleidete sich zur Reise an. Ein schlichtes dunkles Kleid wählte sie, das einfachste in ihrer ganzen Garderobe — das, in welchem sie sonst ihre Armenbesuche zu machen pflegte.

Sie sah auf die Uhr — sieben! Noch eine

halbe Stunde, dann mußte sie fort. Eine plötzliche Schwäche, ein Schwindel überkam sie. Sie fühlte, daß sie sich nicht würde auf den Füßen halten können, wenn sie nicht eine Stärkung zu sich nähme. Sie klingelte dem Kellner und ließ sich Thee heraufbringen. Mit Anstrengung schluckte sie ihn hinunter, dann schritt sie noch einmal durch die vier Zimmer, die sie mit ihrer Großmutter bewohnt — ein letztes Mal. Eine Uhr schlug. Sie steckte ein bißchen Wäsche in ein Ledertäschchen, setzte einen Strohhut auf und ging.

Es war halb acht, die Domestiken bei der Kuriertafel beschäftigt. Ihr Gehen fiel niemandem auf, obgleich die Stunde ungewöhnlich war. Wie oft hatte man sie so ausgehen sehen in demselben schlichten dunklen Kleid, ihre Armen zu besuchen!

Eine Strecke ging sie zu Fuß; sie warf den Brief an Goswyn in den ersten Postkasten, den sie fand. Ihr war's, als würfe sie ihr ganzes bisheriges Leben in einen dunklen Schlund, aus

dem es nicht mehr zu retten war; dann suchte sie einen Gondelstand. Die Gondel stieß ab mit ihr. Eine offene Gondel war's; sie hatte keine gefunden mit einer Felze, obgleich sie eine gesucht, um sich darin zu verstecken. Sie war sehr müde; den Blick starr vor sich hingerichtet, lehnte sie sich in die schwarzen Polster.

Der tragische, vernichtende Sinn der Situation war ihr entglitten, sie faßte ihn nicht mehr. Sie wußte nur noch, daß sie eine Reise vor sich hatte. Eine Art Eisenbahnfieber plagte sie. Wenn's nur schon vorüber wäre! — Sch — Sch — rauschten die Ruderschläge durch das Wasser, leicht schaukelnd glitt die Gondel über die Wellen, rascher, immer rascher.

Der grelle Tagesglanz war erloschen, mit unvergleichlich poetischer Schönheit schwebte der erste durchsichtige Schleier der Frühlingsdämmerung über Venedig nieder.

Rechts und links ragten aus dem Wasser die alten Paläste, grau, fast schwarz, einige wuchtig ernst, die anderen von fast märchenhaft

phantastischer Bauart; und zwischen diesen Palästen überall, wo sich nur eine Hand breit Platz fand, eine Fülle von üppig wuchernder Blütenpracht: Rosen — Rosen — überall Rosen und Jasmin — und über allem der erste Hauch von Welkheit.

Weiter schwebte die Gondel.

Der Kampf in Erika war ausgekämpft, still und blaß saß sie da mit großen, leuchtenden Augen. Ein Brausen von feierlichen Kirchenglocken schwirrte ihr um die Ohren. Sie war stumpf gegen alles, was hinter ihr lag, und fühlte nichts mehr als die Begeisterung eines jungen Helden, der bereit ist, für eine schöne heilige Sache in den Tod zu gehen.

Rings um sie der Duft des sterbenden Frühlings, und unter ihr das Schluchzen und Schwanken der Wellen.

* *
*

Es mochte etwa um anderthalb Stunden später sein. Die alte Gräfin, welche sich ver-

pflichtet gefühlt hatte, Konstanze Mühlberg zuliebe bei dem Fest zu erscheinen, hatte nicht gefunden, daß ihre Pflicht so weit reichte, sie zu zwingen, demselben bis zu seinem seligen Ende beizuwohnen. Sie war sehr unruhig, konnte die Gedanken von Erika nicht losringen und hatte es endlich dankbar angenommen, als Prinz Nimbsch ihr anbot, sie auf seinem Kutter nach Hause zu befördern, ehe noch der Dampfer den Rest der Gäste Konstanze Mühlbergs nach Venedig zurückbrachte.

Mit der Geschwindigkeit einer fliehenden Schwalbe schoß das kleine Fahrzeug über die Wellen. Prinz Nimbsch, welcher diesmal ausnahmsweise die Führung gänzlich seinen Matrosen überließ, lehnte neben der alten Frau in den grellroten Sammetpolstern seines noch sehr neuen Schiffleins, den rechten Fuß auf dem linken Knie, den Blick in die Ferne gerichtet oder nirgendhin, und machte gutmütige Versuche, sie zu unterhalten, die in den Sand verliefen. Die alte Frau war zerstreut, oder vielmehr konzen-

trierten sich ihre Gedanken um etwas, das der Prinz nicht erraten konnte: um das plötzlich veränderte Wesen Erikas.

Armer Narr! dachte sie unaufhörlich. Ich war thöricht, ich bin daran schuld; aber wie hätte ich das vermuten können? sie schien so stark, so völlig unempfindlich für derlei. Es ist der Wahn — die Krankheit, die wir alle durchmachen wenigstens einmal im Leben; selbst ich hab sie durchgemacht, habe jetzt freilich Mühe, mich dessen zu erinnern. Es thut weh, sehr weh! Aber sie hat einen tüchtigen Charakter und einen hellen Kopf. Mir ist's doch leid; ich hätte es verhindern können ... wenn ich nur geahnt hätte. Meine arme, stolze Erika! Was soll ich Goswyn schreiben unter den Umständen? — Natürlich, daß er kommen soll. Ich glaube, sie wird sich freuen; im Grunde wird sie sich freuen; ich kann mir nicht denken, daß das sehr tief geht ... aber mir ist doch leid ...

Venedig lag bereits vor ihnen, grau und schattenhaft der Abglanz des blassen Sommer-

himmels, in dem die Sonne längst untergegangen war und die Sterne sich noch nicht zeigten, blau-weiß über den Fenstern der dunklen Paläste schimmernd.

Jetzt legten sie an vor dem Hotel. Die Gräfin hob die Augen zu Erikas Zimmer. „Sie ist nicht im Salon,“ sagte sie sich, „vielleicht schläft sie ein wenig.“ Prinz Nimbsch geleitete die alte Dame höflich bis in die lange, niedrige Eintrittshalle, in der wie alle Abende müßige Touristen auf den zwischen Gummi- und Oleanderbäumen angebrachten Rohrmöbeln saßen und plauderten, gähnten und lachten.

„Sagen Sie Gräfin Erika, wie ledern das Fest war, dank ihrer Abwesenheit,“ bat der junge Österreicher die alte Frau noch zum Abschied, „und wie unendlich wir alle diese Migräne verwünscht haben, die uns um ihre Gesellschaft gebracht hat. Ich werde mir erlauben, morgen nachzufragen; hoffentlich ist die Gräfin dann bereits wohlauf.“

Er küßte die Hand der alten Frau, sie nickte

ihm freundlich zu. Der Lift schwebte eben zwischen Himmel und Erde; sie hatte nicht die Geduld, sein Herabsinken abzuwarten, sondern ging über die Treppe hinauf in ihre Wohnung. Leise trat sie an die Thür von Erikas Zimmer heran; sie drückte die Klinke nieder — auch das war dunkel. Hatte sich die Arme schlafen gelegt? Leise schlich sie sich an Erikas Bett — leise, um sie nicht zu stören. Sie beugte sich über die Kissen; kein Hauch, das Bett war leer.

Die Ahnung von etwas Schrecklichem, Unsagbarem überkam sie sofort. Anfangs verlor sie vollständig den Kopf — ihr schwindelte. Sie wollte schreien, das Haus alarmieren, alle Leute fragen, kurz, gerade das thun, was sie einen Augenblick später am heftigsten bedauert hätte; aber die Stimme blieb ihr im Halse stecken. Sie griff mit den Händen nach irgend einem Anhaltspunkt; dabei stieß sie zufälligerweise etwas von dem Nachttisch herab. Durch die graue Sommernacht sah sie etwas Weißes niederflattern auf die Erde, etwas Weißes, das knisterte. Sie bückte sich

danach. Es war ein Brief. Sie schöpfte tief Atem; dann drehte sie das elektrische Licht auf und las den Brief. Nach den ersten Zeilen wollte sie ihn, fast blind vor Schmerz, weglegen, weil nichts drinnen stehen konnte, was sie nicht erraten hätte — und endlich las sie ihn doch, las jede Zeile bis zum Schluß, nährte ihren Schmerz mit jedem zärtlichen Abschiedswort der Unglücklichen, Verblendeten.

Nichts von dem, was geschehen war, legte sie dem Mädchen zur Last — alles sich. Sie sagte sich, daß sie Erika ins Unglück hineingejagt, wie sie vor Jahren ihre Schwiegertochter in ihr Unglück hineingejagt. Von beiden hatte sie verlangt, sie möchten sich ruhig in die gänzliche Nüchternheit der Weltordnung hineinfinden — keiner von beiden hatte sich auch nur den Schatten einer idealistischen Lebensauffassung gegönnt. Sie hatte nicht begriffen, daß ihnen dergleichen zu ihrer Existenz nötig sein könne, daß sie, wenn man es ihnen mißgönnte, ihren Idealismus in einer annehmbareren Form zu befriedigen, sich

in irgend einen begeisterten und verderblichen Irrtum flüchten würden, um der abstoßenden Bequemlichkeit einer immer nur kalter Selbstsucht frönenden Existenz zu entfliehen. Das Unglück ihrer Schwiegertochter hatte sie verhältnismäßig wenig berührt — mit dem Glück ihrer Enkelin ging die Sonne für sie unter auf immer.

Sie sah so klar; warum mußte sie auch jetzt noch so klar sehen, jetzt, wo es ihr so entsetzlich weh that?

Für ein Geschöpf wie Erika war es ebenso unmöglich, sich aus dem Kreise seiner sittlichen Anschauungen herausringen zu wollen, als zu versuchen, mit seinen für die Erde konstruierten Lungen auf dem Monde zu atmen.

Es gab ja Frauen, die, durch einen nicht zu beirrenden Eigendünkel gefeit, im stande waren, ruhig die Meinung der Welt herausfordernd, ihre eigenen Wege zu gehen — Frauen, für die der Pranger selbst sich in ein Piedestal verwandelte, sobald sie darauf standen. Aber zu denen gehörte Erika nicht. Ehe die Sterne zum zwei-

tenmal aus dem Himmel schauten, würde sie mit dem Kopf gegen die Wand schlagen; ihr würde die selbstbeschönigende Täuschung fehlen, die dazu gehört, das moralische Deficit zu decken, welches schließlich doch immer bei solchen Veranstaltungen herausschaut. „Ja, ehe die Sterne zum zweitenmal aus dem Himmel herausschauen, wird sie selbst für das begeisterte Opfer, das sie dem Elenden bringt, der sich bereit erklärt hat, es anzunehmen, keinen anderen Namen finden, als ihn die Welt seit Jahrhunderten für dasselbe Opfer findet, wenn es von wertlosen Frauen ohne Begeisterung einem Manne gebracht wird. In ihren eigenen Augen wird sie eine — Gefallene sein."

Die alte Frau sprach's halblaut vor sich hin. Der Schweiß trat ihr auf die Stirn. „Meine Erika, meine stolze, herrliche Erika!" murmelte sie. Sie wußte sehr gut, daß die Gefährlichkeit des sittlichen Falles einer Frau nach der Höhe bemessen wird, von der sie fällt. Und Erika stand sehr hoch.

Noch einmal schlug sie den Brief Erikas auf und las die Stelle nach, in der sie schrieb: „Du wirst zu wählen haben zwischen der Welt und mir. Ich weiß es, du wirst dich mir zuwenden.“ — Wählen! Als ob da von irgend einer Wahl die Rede hätte sein können! Natürlich war sie bereit, ihr die Arme entgegen zu strecken, für sie zu thun, was sie nur thun konnte — aber wie viel war das?

Und plötzlich stieg ein Bild aus ihrer Seele auf — ein unscheinbares, schreckliches Bild.

In der Abfahrtshalle eines Bahnhofs war's gewesen, da hatte sie mitten unter einer Gruppe von Auswanderern ein armes Weib gesehen mit einem Kind an der Hand, einem Knaben von etwa sechs oder sieben Jahren. Sein Gesicht war von widerlichen Narben entstellt. Alle, die an ihm vorbeigingen, sahen ihn an, einige stießen einander und flüsterten einander etwas ins Ohr; das Kind wurde erst feuerrot, dann zappelte es von einem Fuß auf den anderen, schließlich fing es fürchterlich an zu schluchzen. Da setzte sich

die Mutter auf eine Bank und barg das entstellte Gesicht des Kindes in ihrem Schoß.

Als die Gräfin um eine Viertelstunde später an derselben Stelle vorbeiging, war das Weib noch dort, das Gesicht des Kindes in ihrem Schoß. Starr, scheu und verängstigt saß sie da, aus feindseligen Augen die Menschen anstierend, deren höhnende Neugier ihr Kind gekränkt, mit ihrer rauhen Hand den kurzgeschorenen blonden Kopf des Knaben streichelnd. Der Anblick war der Gräfin durch Mark und Bein gegangen. „Immer wird sie doch nicht da sitzen können, um die Difformität ihres Kindes in ihrem Schoß zu bergen,“ hatte sie sich gesagt, „früher oder später wird sie das unglückliche Geschöpf doch den Blicken der Menschen preisgeben müssen.“

Ihr war's, als könne auch sie für Erika nichts mehr thun, als ihren Kopf in ihren Schoß verstecken, um sie vor der höhnenden Neugier der Welt zu schützen. So sehr hatten sich diese Gedanken ihrer Einbildungskraft bemächtigt, daß

ihr's war, als fühle sie die warme Last des armen, gedemütigten Kopfes auf ihrem Knie; sie streckte die Hand aus, um ihn zu streicheln, da erwachte sie zusammenschaudernd wie aus einer Betäubung. „Nein, nicht einmal das wird mir vergönnt sein," sagte sie sich. „Sobald Erika aus ihrem Wahn erwacht, wird sie das Leben von sich werfen. Ja, alles ist zu Ende — alles — alles!"

Marianne kam, nach ihr zu sehen. Sie winkte sie mit der Hand ab, ohne ein Wort. Sie dachte nicht daran, einen Vorwand für Erikas Ausbleiben zu erfinden, sie saß da, starr, schweigend, und blickte in die Zukunft. Ihr war's, als ob ein ungeheurer Jammer die ganze Welt verschlungen habe und sie allein übrig geblieben sei, um diesen Jammer mit anzusehen — den Jammer, an dem sie schuld war.

* *
*

Lozoncyi war auf den Bahnhof hinausgefahren.

Bis zum letzten Moment hatte er gezögert,

eingeschüchtert von den Schwierigkeiten seines Unternehmens, von einer unglaublichen Aufregung hin und her gezerrt. Seine Frau hatte ihm beobachtend aufgelauert, immer lächelnd, spöttelnd, amüsant entgegenkommend, ohne Zudringlichkeit. Ihm war's, als ob sie etwas im Schilde führte. Ein träges, erniedrigendes Gefühl zog ihn zu ihr, aber immer wieder raffte er sich auf, und endlich siegte die Leidenschaft zu Erika doch über alles; denn diese Leidenschaft existierte bei ihm noch immer, aber es war eine unglaublich kleine Leidenschaft geworden. Alle Poesie war davon heruntergewelkt. Die ganze veredelte Weltauffassung, die ihn in den letzten Wochen aus sich selbst herausgehoben, war verweht wie ein Rausch, von dem nichts übrig geblieben war als ein wahnsinnig quälender Durst. Wird sie kommen? hatte er sich mit unruhig zitternden Nerven gefragt, während er aus der Gondel herausgesprungen war und, kaum daß er die Billets gelöst, sich unruhig umgesehen hatte.

Eigentlich hatte er erwartet, sie würde vor

ihm da sein — er fühlte sich enttäuscht, daß sie noch nicht angelangt war. Er trat auf die in den Kanal hinausführenden Stufen vor dem Bahnhof hinaus und spähte hin über das leuchtende grüne Wasser. Von jeder Gondel, die kam, sagte er sich: das ist sie. Aber nein, sie kam nicht.

Das erste Läuten schlug an seine Ohren. Er ging auf die Plattform hinaus; er hatte das Fieber in den Adern. Als er fest davon überzeugt gewesen war, daß sie kommen würde, war ihm die Sache verhältnismäßig gleichgültig erschienen. Jetzt aber kannte seine Sehnsucht nach ihr keine Grenzen mehr. Wo er eine vornehme verschleierte Frauengestalt in der Ferne sah, ging er auf sie zu.

Glücklicherweise begegnete er keinem einzigen Bekannten — überhaupt war der Zug dürftig besetzt.

Das zweite Läuten schrillte durch die Halle. Die wenigen Passagiere hatten sich in die Coupés verfügt, die Träger schoben bereits das Hand-

gepäck hinein. Die Schaffner schlossen die Coupés; die Abreisenden standen an den Fenstern der Wagen und reichten denen, die sie begleitet, ein letztes Mal die Hände oder winkten ihnen Abschiedsgrüße zu.

Das dritte Läuten ... ein schriller Pfiff ... stöhnend und pustend dampfte der Zug ab. Sie war nicht gekommen!

Eine maßlose Enttäuschung rüttelte an ihm — eine Enttäuschung, in die sich ein großer Zorn mischte und die bis zum nervös physischen Schmerz sich steigerte. „Sie hat den Mut verloren, im letzten Moment hat sie den Mut verloren!" sagte er sich. Dann zauberte ihm seine Einbildungskraft noch einmal ihre geliebte Gestalt, ihr blasses, begeistertes Gesichtchen vor die Seele. Mitten durch die rasende, heiß pulsierende Leidenschaft zog sich etwas von der gerührten Zärtlichkeit, die sonst das hauptsächlichste Element in seinem Empfinden für sie ausgemacht. „Nein," sagte er sich, „selbst wenn sie den Mut verloren hätte, wäre sie doch gekommen; sie ist keine, die

ihr Wort zurücknimmt. Im letzten Augenblick muß sie verhindert worden sein. Vielleicht kommt sie mit dem nächsten Zug; es war ja anfangs zwischen uns die Rede von dem Halb-zehn-Uhr-Zug.“ Und er wartete.

Er wartete den nächsten Zug ab, aber irgend etwas sagte ihm, daß er vergeblich warte. Alle poetischen Erinnerungen an sie verblaßten, ein wahnsinniger Zorn gegen sie bemächtigte sich seiner. Er wußte nicht mehr, daß er selbst einen Augenblick gezögert hatte. Er konnte einfach nicht Worte genug finden, sie zu schmähen. Sie war allein an allem schuld. Sie hatte ihn herausgeredet aus seiner Ruhe, fast mit Gewalt, ihre Begeisterung hatte alle Schranken niedergerissen zwischen ihr und ihm — und jetzt, jetzt war sie einfach feig. Wahrlich, es lohnte sich nicht, ein Stück so herrlich in Scene zu setzen, das doch nie zur Ausführung gelangen sollte! Wie dumm war er gewesen, nur einen Augenblick zu glauben, daß es möglich sein könnte, es aufzuführen; er hätte es doch wissen müssen, daß

es im letzten Moment von der Censur gestrichen werden würde!

Der zweite Zug fuhr ab. Er verließ den Bahnhof. Es war alles eine Fata Morgana gewesen, die ihn vorwärts gelockt; er lachte jetzt darüber, daß er sie ernst genommen; er fragte sich danach, was er nun mit sich anfangen sollte. Er ließ sich irgendwohin ans Ufer rudern. Dann stapfte er ziellos durch die engen Gassen, und endlich entschloß er sich, nach Hause zu gehen.

Es mochte gegen zehn Uhr sein, als er den Schlüssel in die malachitgrüne Thür zu seiner Wohnung steckte und quer durch den kalten Gang in das Gärtchen trat. Der Mond stand jetzt bereits am Himmel, das Buschwerk des Gärtleins warf pechschwarze Schatten zwischen das bläulich weißliche Licht, das die Wege und Rasenplätze überschimmerte. Die Luft war warm, alle Wege waren mit abgefallenen Rosenblättern bestreut, der Frühling hatte sein Gewand abgestreift, eine durstige Müdigkeit lag über allem.

Lozoncyis Mund war trocken, rote Punkte flimmerten ihm vor den Augen. Den Kopf tief vorgebeugt, ging er auf das Atelier zu, wo ihr Porträt stand. Da hörte er hinter sich einen leisen Schritt. Er wendete sich um — wie festgerammelt im Boden blieb er stehen.

„Erika!“

Sie kam auf ihn zu, sehr blaß, mit großen, traurigen Augen; sie trug ein einfaches schwarzes Kleid, ihr Kopf war bloß, ihr goldenes Haar schimmerte im Mondschein.

„Erika!“ rief er heiser, ohne ihr einen Schritt entgegen zu machen. Er hielt sie für ein Wahnbild, das seine Sehnsucht in die Nacht gezaubert. Aber immer näher kam sie auf ihn zu; jetzt fühlte er die Wärme ihres jungen Lebens neben sich. „Also sind Sie's wirklich?“ murmelte er. „Ich dachte, es sei ein Trugbild, das mich foppt. Was thun Sie hier?“

„Kein Wunder, daß Sie fragen,“ antwortete sie ihm leise wie beschämt. „Ich bin gekommen, um Abschied von Ihnen zu nehmen.“

„Abschied!“ stieß er hervor. „Sie kommen zu mir mitten in der Nacht, um Abschied von mir zu nehmen ...“ Die Sprache versagte ihm. Alles drehte sich um ihn herum; sein Begriffsvermögen blieb einfach stehen. „Erika! meine Erika!“ murmelte er.

Er trat knapp an sie heran und streckte die Arme nach ihr aus; sie wich vor ihm zurück.

„Es ist alles zu Ende zwischen uns,“ sagte sie matt, „es kann nicht sein.“

Er zuckte zusammen; sie merkte es, wie er aschfahl wurde in dem grellen Mondschein.

„Zu Ende?“ stieß er hervor. „Das ist nicht möglich, Erika! Was soll das? Haben Sie mir nicht meine Selbstbeherrschung genommen und wollen mich nun im letzten Moment im Stich lassen? Ich kann's nicht von Ihnen glauben, Erika!“ Es war ein leidenschaftliches Flehen in seiner Stimme. Die Nacht war lau und duftig. Wieder streckte er den Arm nach ihr aus — sehr sanft, aber bestimmt wies sie ihn ab.

„Lassen Sie mich," bat sie. „Es ist etwas Schreckliches geschehen — ich muß es Ihnen sagen so schnell als möglich — aber ich halte mich nicht mehr auf den Füßen!" Zitternd vor Aufregung und Müdigkeit legte sie die Hand auf den Ast eines rosendurchwucherten Maulbeerbaumes, um sich zu stützen, und wie sie es that, schauderte der Baum, und eine Wolke von weißen Rosenblättern sank zur Erde nieder. Alles um sie herum welkte! Wie schwül die Nacht war!

Sie setzte sich auf die Bank unter dem Maulbeerbaum, über ihr der dunkle Nachthimmel mit dem Mond und glitzernden Sternen, zu ihren Füßen das welke Blütenkleid des Frühlings.

Dann begann sie ihren Bericht. „Ich war auf dem Wege zur Bahn. Ich wäre pünktlich gewesen, wer weiß, vielleicht hätte ich mich früher eingefunden als Sie. Ich war überzeugt davon, daß ich recht thäte. Der Weg zur Bahn führt an Ihrem Hause vorüber. Meine Gondel hatte die Brücke, die sich über diesen Kanal

spannt, noch nicht erreicht, als ich das Wasser aufrauschen hörte. Eine Frau hatte sich von der Brücke ins Wasser gestürzt. Ich war außer mir, Sie können sich das vorstellen. Augenblicklich schoß mir's durch den Kopf, daß es Ihre Frau gewesen sein könne. Ich flehte meinen Gondolier an, sie zu retten. Er rettete sie. — Es war wirklich Ihre Frau, und ich sagte mir, daß ich sie in den Tod gejagt. Sie lag da zu meinen Füßen in der Gondel, mit Schlamm und Algen bedeckt — schrecklich! Ich brachte sie nach Hause. Wir schleppten sie die Treppe hinauf mit der Lucrezia, und dann riefen wir sie in das Leben zurück. Das gelang uns verhältnismäßig leicht; aber kaum hatte sie die Augen aufgeschlagen, so verzerrten sich ihre Züge, sie rang röchelnd nach Atem — es war ein Brustkrampf ... Wir brachten sie zu Bett. Ich schickte Lucrezia nach dem Arzt, indes ich bei der Kranken blieb. Lucrezia kam lange nicht, und als sie kam, brachte sie keinen Arzt. Die Unglückliche schien besser, sie war ruhiger ge-

worden; ich wollte mich entfernen. Da hörte ich Sie unten in dem Hausflur. Erst hatte ich gedacht, es sei der Doktor, dann erkannte ich Ihren Schritt. Ich bin zu Ihnen gekommen, um Abschied von Ihnen zu nehmen. Verzeihen Sie mir — und leben Sie wohl!“ Sie hatte sich von der Bank erhoben und streckte ihm die Hand entgegen; ihre Augen standen voll Thränen.

Er nahm ihre Hand nicht. „Und das ist alles, und daraufhin wollen Sie sich von mir lossagen?“ rief er heftig. „Aber das ist ja kein Grund, nicht der geringste; die Teufelin da oben hat Ihnen eine Komödie vorgespielt, nichts weiter! Merken Sie denn das nicht? Sie hatte unser Vorhaben erraten, sie hat Ihnen aufgelauert ... sie hatte gar nicht die Absicht, sich das Leben zu nehmen!“

„Ich weiß nicht“ — Erika legte die Hand an die Stirn — „vielleicht hatte sie nur die Absicht, mich zu verhindern, zur rechten Zeit auf die Bahn zu kommen. Es ist ja möglich, aber es sah schrecklich aus; der Kanal war tief

an der Stelle, sie hätte immerhin mit dem Leben büßen können für ihren Versuch. Und wie hätt ich dann weiter existieren sollen! Nein! während ich dort oben neben ihrem Bett saß, fiel mir's plötzlich wie ein Schleier von den Augen — ein Schleier, der meine Handlungsweise verschönert hatte. Ich sah ein, daß ich beim besten Willen nur Schaden angerichtet hätte. Mein Leben zu geben für Sie, dazu war ich bereit — dazu bin ich noch immer bereit; aber das Leben anderer mitzuopfern, die mir und Ihnen nahe stehen, das kann ich nicht — ich bring's nicht über das Herz — ich kann nicht, ich kann nicht! Ich hätte Sie nicht aus Ihrer Ruhe wecken, ich hätte Ihnen die Kraft der Entsagung nicht rauben sollen — ich weiß es. Wenn Sie wüßten, wie bitter ich mir's zum Vorwurf mache, wie gräßlich mir's ist, Sie leiden zu sehen! Mein armer Freund! Ich bitte Ihnen ja von ganzem Herzen ab!" Sie nahm seine Hand und drückte sie demütig an ihre Lippen.

Die Nacht wurde immer schwüler und drücken-

der, aus der Erde, aus den Pflanzen, aus den welken Blüten auf dem Boden, aus dem Leben, das sich ans Licht drängte, und aus dem, das der Verwesung entgegen schauerte, drang ein betäubender Duft.

Bis dahin hatte Lozoncyi stumm dagestanden, den Kopf tief gesenkt. Als ihre Lippen seine Hand berührten, sah er auf.

„Leben Sie wohl!“ murmelte sie leise.

Er wiederholte: „Leben Sie wohl!“ — Dann plötzlich setzte er hinzu: „Wollen Sie nicht noch einen Blick in das Atelier werfen zum Abschied? — einen letzten Blick?“

Es fiel ihr nicht ein, seine Aufforderung sonderbar zu finden. Er ging ihr voran, sie folgte ihm. Sie kannte sich nicht mehr vor Mitleid; ans Kreuz hätte sie sich schlagen lassen, um ihm seinen Schmerz abzunehmen — den Schmerz, den sie verschuldet hatte.

Jetzt hatten sie das Atelier erreicht. Der Mondschein drang herein, ringsum flimmerte es magisch wie der leuchtende Schutt eines zer-

fallenen Luftschlosses, und mitten durch das magische Leuchten und Flimmern sah man die Gestalt der „blinden Liebe“, die mit durstendem Blick ihrem Ziele zustrebt — in den Sumpf hinein.

Aus dem Garten drang der betäubende Gewitterdunst, und von fern, fern schwebte es herüber nur wie ein Seufzer lockender Sehnsucht, das Lied der Nachtsänger von Venedig.

Traurig sah Erika sich um. „Es war schön!“ murmelte sie. „Ich danke Ihnen für alles! Adieu!“

Sie streckte ihm ihre beiden Hände entgegen; fast hätte sie ihm ihre Lippen gereicht in ihrem verzweifelnden Mitleid, das immer wärmer wurde.

Da nahm er ihre Hände in die seinen und beugte sich über sie. „Es ist vielleicht besser, daß es so gekommen ist,“ murmelte er, und seine Stimme klang fieberhaft erregt und dabei einschmeichelnd zärtlich wie noch nie. „Das Opfer, das Sie mir bringen wollten, war zu groß, ich hätte es nie annehmen dürfen von Ihnen. Und

Sie haben recht, wir müssen unsere Umgebung schonen, es geht nicht anders. Aber um des Himmels willen lassen Sie mich nicht ganz verschmachten, nicht zu Grunde gehen!"

Sie sah ihn aus ihren großen Augen an — sie begriff nicht. Was konnte sie denn unter den Umständen noch für ihn thun — was denn?

Er küßte ihre Hände eine nach der anderen; ohne daß sie es merkte, hatte er sie näher herangezogen an sich. Die Mattigkeit in ihren Gliedern wurde stärker. Sein Atem war kurz und heiß; dann sagte er leise, ganz leise: „Sie müssen heute noch zu Ihrer Großmutter zurückkehren, ich weiß es. Ihr Leben können Sie mir nicht widmen, aber — O Erika! unsere ganze Existenz besteht aus ein paar aneinander gereihten Augenblicken! Gönnen Sie mir hier und da einen Augenblick des Glücks! Sie werden nicht ärmer werden dadurch, und mich … mich werden Sie wie einen König reich machen! Die Welt soll nie etwas davon erfahren — kein Schatten wird auf Sie fallen — verlassen Sie sich …"

Endlich verstand sie. Sie riß ihre Hände aus den seinen, ein heiserer, ächzend kläglicher Wehlaut entfuhr ihren Lippen. Ohne ein Wort wendete sie sich von ihm ab und floh an dem im Mondschein schimmernden Faun vorbei über die welken Blüten hinweg quer durch den schwülen Duft des Gärtleins, durch den langen kalten Gang des Hauses, ohne einmal Atem zu schöpfen, bis die grüne Hausthür mit dem Löwenkopf hinter ihr ins Schloß gefallen war. Hinter sich hörte sie's heiser, verzweifelnd: „Erika! Erika!"

Aber sie horchte nicht mehr, die Illusion war zerstört, ihr graute vor ihm.

Einen Augenblick stand sie ratlos auf dem schmalen Uferdamm. Ihr Gondolier hatte sie natürlich längst im Stich gelassen; wenig Lust mochte er verspürt haben, in seinen nassen Kleidern auf sie zu warten. Es war spät, und sie war allein.

Rings um sie das gespenstische Mondlicht und das dunkle, klagende Wasser. Sie fürchtete

sich nicht — was hätte sie noch fürchten sollen, nachdem die Welt in Trümmer gegangen war für sie!

Sie suchte den Weg nach Hause im Zickzack über Brücken an schmalen Uferdämmen entlang, durch schmale, entlegene Gassen. Immer weiter ging sie, den Kopf vorgeneigt. Daß sie jemand treffen könnte, so allein dahinwandelnd, mitten in der Nacht, mit bloßem Kopf — ihren Hut hatte sie in dem Zimmer der Kranken gelassen —, fiel ihr nicht ein. Wie es ihr überhaupt die ganzen schrecklichen Stunden nicht einmal einfiel, an ihren Ruf zu denken. Sie ging und ging. Plötzlich durchklang's die Nacht: „Ninon, Ninon, que fais-tu de la vie, toi qui n'as pas d'amour! Comment vis tu ...“

In dem schmalen Kanal, über den eine Brücke führte, glitt die lichtumflackerte Sängerbarke hin, auf sie zu. Von der Brücke herab sah sie dieselbe nah, ganz nah, die Sängerin eine fahle, hohlwangige alte Person, die Männer abgerissen, verliedert und schmutzig.

War das dasselbe leuchtende Phantom, das sie den ganzen Frühling hindurch an sich gelockt hatte?

Die elenden Kerzen brannten tief, eine von den grellen Papierhülsen fing Feuer. Die Barke glitt unter die Brücke ein. Als sie an der anderen Seite herauskam, waren die Lichter verlöscht und die Sänger verstummt. Traurig sah man sie hinziehen wie einen schwarzen, formlosen Fleck im Mondlicht. Kurz darauf fand Erika eine Gondel, die sie ins Hotel brachte.

* *
*

Infolge großen Zustroms neuer Gäste war das Hotel hell erleuchtet, alle Thüren offen, und Erika konnte deshalb fast unbemerkt die Treppen hinaufgehen.

„Vielleicht ist die Großmutter noch nicht nach Hause zurückgekehrt, vielleicht wird es mir gelingen, den Brief zu vernichten, ehe sie ihn gelesen hat,“ sagte sie sich. Sie ging sofort auf

ihr Schlafzimmer zu; durch die angelehnte Thür drang Licht. Es war zu spät. Sie riß die Thür auf ... dort neben dem Bett saß die Großmutter in einem Lehnstuhl, gerade und steif, mit weit offenen Augen in einem totenblassen Gesicht, in das der Schmerz dieser letzten Stunden tiefere Furchen gegraben als alle anderen Erfahrungen ihres mehr denn siebzigjährigen Lebens.

Ein heiserer Laut entfuhr ihren Lippen, als sie die ernste, traurige Erscheinung in dem Rahmen der Thür erblickte. Sich halb von ihrem Sitz erhebend, die Hände auf die Seiten des Lehnstuhls gestützt, starrte sie das Mädchen wie eine aus dem Grabe auferstandene Leiche an. Alles an ihr, jedes Fältchen ihres Kleides, zitterte. „Erika!" stammelte sie halblaut. „E—ri—ka!" Elend, mühsam fiel der Name von ihren Lippen, fast als ob sie vom Schlage gelähmt gewesen wäre. Sie versuchte dem Mädchen entgegenzugehen und konnte nicht. Erika eilte zu ihr, so weit trugen sie ihre Kräfte; dann brach sie zu

Füßen der alten Frau zusammen und legte ihren Kopf auf ihre Knie.

Sie konnten zu Anfang beide nicht sprechen. Die alte Frau fuhr dem jungen Geschöpf nur leise über das Haar mit ihrer zarten Hand, die plötzlich wärmer geworden war als sonst. Das Mädchen schluchzte. Nach einem Weilchen beugte sich die Großmutter etwas nieder: „Erika," murmelte sie, „nur das eine ... Was hat dich denn gerettet? Wo kommst du her?"

Erika hob den Kopf; halblaut, mit heiserer, dünner Stimme erzählte sie der Großmutter alles bis zu dem Punkte, wo sie in den Garten hinabgestiegen war, um von Lozoncyi Abschied zu nehmen. Da stockte sie ...

Die Großmutter wartete atemlos, ihr Herz schlug heftig; sie hatte nicht den Mut, Erika zum Weiterreden zu drängen.

Endlich hob Erika von neuem an: „Ich hatte mich überhoben; ich hatte mehr thun wollen für ihn, als irgend eine andere je gethan; ich wollte ihn emportragen zu den Sternen.

Und er ... ihm war's zu mühsam — er hatte keine Lust dazu, er wollte mich nur herunterzerren in die Pfütze, aus der ich ihn retten zu können geglaubt hatte. Und ... als ich das endlich begriffen hatte ..." Ein heftiges Schluchzen erschütterte ihren ganzen Körper, sie konnte nicht weiter reden.

Die Großmutter hatte verstanden — alles! Sie sprach kein Wort, sondern streichelte nur leise den armen jungen Kopf in ihrem Schoß. Nach einem Weilchen redete sie Erika zu, sich niederzulegen, half ihr, sich auskleiden, und glättete das Kopfkissen, in welchem Erika nun ihr von Thränen überströmtes Gesicht verbarg.

Sie saß neben Erikas Bett, bis diese vor Müdigkeit — der bleiernen Müdigkeit, welche auf eine große Nervenerschütterung folgt — einschlief. Sie saß neben ihrem Bett die ganze Nacht, bis tief in den Morgen hinein, regungslos, den stolzen Kopf gesenkt, die breiten Schultern gebeugt.

Es mochte etwa neun Uhr sein, da öffnete

Marianne leise die Thür von Erikas Schlafzimmer. Erika schlug die Augen auf, sie hatte alles vergessen.

Da fiel ihr Blick auf eine kleine schwarze Reisetasche, die Marianne in der Hand hielt.

„Ich bitte, Excellenz, ein Gondolier hat die Tasche gebracht," erklärte die Zofe. „Er sagt, die Comtesse habe sie in der Gondel vergessen, gestern nach dem Unglück — nämlich nach dem Schrecken, wollte ich sagen; er hat mir erzählt ... Die arme Comtesse, daß sie gerade hat zu so etwas kommen müssen! Aber es war ja auch wieder ein Glück, weil dadurch die fremde Frau gerettet worden ist. Der Gondolier verlangt die hundert Lire, die ihm die Comtesse versprochen dafür, daß er die Frau aus dem Wasser gezogen."

Die Großmutter schöpfte tief Atem.

„Ist die Comtesse krank?" fragte die treue Marianne mitleidig, indem sie die Augen besorgt auf das Gesicht des jungen Mädchens heftete, dem das Fieber auf den Wangen brannte.

„Nur etwas angegriffen nach der Aufregung,“ sagte Gräfin Lenzdorff, die indes das Geld geholt hatte und es nun Marianne einhändigte.

„Kein Wunder! Arme Comtesse!“ murmelte die Zofe mitleidig und zog sich zurück.

Und matt und elend schloß Erika von neuem die Augen. Als sie sich nach einem Weilchen nach der Großmutter umsah, saß diese an ihrem Schreibtisch, den Kopf in die Hand gestützt und mit der Feder unschlüssig Linien in ein Löschblatt zeichnend, während das weiße Briefpapier vor ihr leer blieb.

„An wen schreibst du, Großmutter?“ fragte Erika.

„Ich wollte an Goswyn schreiben,“ erwiderte die alte Gräfin halblaut. „Ich kann ihn ja nicht ohne Antwort lassen, und ... ich weiß nicht recht ...“ Sie stockte.

Erika fuhr's wie ein Blitz durch die Glieder — die Erinnerung des Briefes, den sie gestern an Goswyn abgeschickt. Sie hatte ihn vergessen.

„Ich muß ihm natürlich schreiben, daß er nicht kommen soll,“ sagte die Großmutter.

Erika schöpfte tief Atem — stockte. Mußte sie auch noch das der Großmutter anthun! Endlich brachte sie's heraus: „Er wird nicht kommen!“ stammelte sie kaum hörbar. „Er ...“

Von einer schrecklichen Ahnung ergriffen, sah sich die Großmutter um. Erika lag mit dem Kopf gegen die Wand.

„Nun?“ rief die Großmutter kurz.

„Ich hab ihm gestern geschrieben,“ erwiderte Erika, jedes Wort mühsam hervorstoßend — „geschrieben, was ich vorhatte. Ich sagte mir, daß er es ja doch erfahren würde, früher oder später, und ... da wollte ich, er möge es wenigstens auf die Art erfahren, die ihm am wenigsten weh thäte.“

„Erika!“ stieß die alte Frau hervor, „Erika!“

Aber Erika lag still, den Kopf gegen die Wand. Nach einem Weilchen murmelte sie kaum hörbar: „Großmutter — ich bitte dich — schreib ihm, daß ...“ — sie barg das Gesicht

in ihre Kissen — „daß ... O Großmutter! ... schreib ihm ... daß er mich nicht zu verachten braucht!“

Die Großmutter blieb stumm. Alles war still in dem Zimmer, totenstill.

Plötzlich hörte Erika einen eigentümlichen, schwachen, wimmernden Laut. Sie sah sich um. Die Großmutter hielt sich beide Hände vors Gesicht und weinte.

Es war das erste Mal, seit Erika sie kannte, daß sie die alte Frau hatte weinen sehen.

* *
*

Als Goswyn Erikas armen, gequälten, überspannten und durch und durch rührenden Brief erhalten hatte, war er halb wahnsinnig gewesen. Erikas Bekenntnis hatte nichts in ihm wachgerufen als irrsinniges Mitleid, das hastig drängend irgend einen Ausweg suchte. Er hätte ihr nacheilen, sie einholen, sie um Gottes willen vor dem Schmerz bewahren wollen, den sie in ihrer

Verblendung willkürlich auf sich nahm. Einholen konnte er sie nicht mehr, sagte er sich, dazu war es zu spät, aber nacheilen hätte er ihr doch mögen, sie an seine Brust schließen und in seinen Armen bergen vor den fürchterlichen Qualen, denen sie sich ausgesetzt. Er hätte seine Uniform, seinen Namen, alles preisgegeben, um sie zu schützen und zu trösten. Nicht einmal Eifersucht fühlte er momentan — nichts als Mitleid. Und plötzlich erinnerte er sich seines Bruders, erinnerte sich dessen, wie er dem armen, zerschlagenen Mann, der sich schmerzensblind, unsicher herumtappend, in seinem Unglück nicht zurecht finden konnte, zugerufen hatte: „Verzeih!“ — kalt, fast höhnend, von seiner durch nichts zu erschütternden sittlichen Überlegenheit herab. Beunruhigt hatte ihn diese Erinnerung oft; heute traf sie ihn wie ein Peitschenhieb. Wie hart, wie wenig teilnahmsvoll er damals gewesen war! Den Makel, welcher der Familienehre zugefügt worden, hatte er empfunden; den Schmerz, der den Bruder getroffen, fast nicht.

„Verzeih, wenn du's im stande bist — verzeih!"

Er hörte sich die Worte sprechen, ruhig, aufreizend, er hätte den Bruder aus dem Grabe reißen mögen, um sie ihm abzubitten!

Mein Gott! Was hätte er Erika nicht verziehen!

Natürlich regte sich in ihm sofort der Gedanke, daß es ein Unrecht an Erika sei, ihre Verirrung mit der Sünde Dorothees in einem Namen zu nennen. In seinen Augen war das etwas ganz anderes; in den Augen der Welt aber war es dasselbe, oder vielmehr wäre der Fall Erikas der Welt als der unverzeihlichere von beiden erschienen. Und Goswyn hatte bisher sehr viel auf die Meinung der Welt gegeben und sich an dem Bewußtsein gefreut, hoch in der Achtung seiner Mitmenschen zu stehen. Jetzt war ihm das alles gleichgültig — mochte die ganze Welt ihn auslachen, er würde ihr doch nachrennen, sobald sie seines Trostes bedürfte.

Dann entfaltete er noch einmal das arme, in seiner heißen Hand zerknitterte Briefchen. Er hatte es bis dahin noch nicht einmal zu Ende gelesen — jetzt las er es durch bis zum Schluß. „Dann werd ich aus seinem Leben, aus dem Leben überhaupt verschwinden," las er, „wie eine armselige Kerze, die man auslöscht, wenn die Sonne aufgegangen ist. Ich werde den Mut haben, die Kerze auszulöschen; es ist eine Kleinigkeit gegen das, was ich jetzt thue!" Und noch weiter las er: „Wenn Sie in diesem vergangenen Herbst mir nur ein gutes Wort gegeben hätten ..."

Was ihn da überfiel! ... eine Ohnmacht war es nicht. Menschen wie Goswyn von Sydow werden nicht ohnmächtig; aber es wurde plötzlich schwarz in seiner Seele und um ihn herum, seine Glieder wurden schwer und kalt, ihm war es, als ob seine innere Lebensthätigkeit erstarrt sei.

Um vierundzwanzig Stunden später kam der Brief der alten Gräfin, und da ereignete sich

etwas Sonderbares. Natürlich empfand er beim Lesen desselben eine ungeheure Erleichterung, aber diese Erleichterung schwemmte das Mitleid, welches er für Erika empfunden, mit sich fort. Sie war gerettet, ja — er freute sich darüber, daß sie gerettet war, aber — sie war plötzlich klein geworden in seinen Augen. Er, der ihr alles verziehen hätte, um der tragischen Konsequenzen willen, die ihr verhängnisvoller Schritt hinter sich gezogen, nahm ihr jetzt, da der verhängnisvolle Schritt samt den tragischen Konsequenzen unterblieben war, bitter übel, daß sie je daran hatte denken können, diesen Schritt zu thun. Er war wie eine Mutter, die, solange sie ihr Kind ertrunken glaubt, kein Maß kennt in ihrer verzweifelten Zärtlichkeit; sobald sie es aber gerettet weiß, sich vor Zorn schüttelt über die eigenwillige Unvorsichtigkeit, welche es an den Rand des Verderbens gebracht. Dazu kam noch, daß der Brief der armen Gräfin Lenzdorff ganz verfehlt, an der Taktlosigkeit litt, welche bei dieser ungewöhnlichen und sympathischen Frau

leider mit ihrem scharfen Verstand häufig Hand in Hand ging. Es war übrigens schwer für die Großmutter, Goswyn brieflich klar zu machen, was Erika im letzten Moment vor dem Gräßlichsten bewahrt. Erika selbst hätte es vielleicht getroffen in ihrer rührenden Naivetät und erbarmungslosen Rücksichtslosigkeit gegen sich selbst — die Großmutter vermochte es nicht.

Sie nahm sich zu viel Mühe, Erika zu entschuldigen, ihre beabsichtigte Thorheit als etwas hinzustellen, was Erika in einem Moment akuter Überspanntheit unternommen, auf keinen Fall aber durchgeführt hätte. Sie sei umgekehrt, nachdem sie auf dem Wege zur Bahn die Gattin Lozoncyis vor einem Selbstmordversuch gerettet, erklärte sie ihm.

Dann folgten noch mehrere Seiten Teilnahme an seiner Enttäuschung — Selbstanklagen, nochmalige Entschuldigungen und ängstliche Beschönigungen der momentanen Unzurechnungsfähigkeit Erikas, ja, schließlich die verschämt geäußerte Hoffnung, es würde alles noch gut werden

Das war unter den Umständen eine starke Zumutung.

Im höchsten Maße aufgeregt, wie er es war, bedachte er nicht, daß der Brief von einer völlig zu Boden geschmetterten, sehr alten Frau herrührte, die unter dem auf sie einstürmenden Eindruck den Kopf verloren hatte und infolgedessen Dummheiten schrieb.

Wütend setzte er sich an seinen Schreibtisch, um ein paar höfliche Zeilen zu antworten, die vor allem anderen den Zweck haben sollten, irgend jemandem recht weh zu thun und ihn am Weltall im allgemeinen für die Qualen der verflossenen vierundzwanzig Stunden zu rächen; dann errötete er vor sich selbst über seine Rohheit, schämte sich, nahm sich vor, einfach freundschaftlich und zurückhaltend zu schreiben, tauchte die Feder ein und konnte keine Worte finden. Was war da noch zu schreiben?

Er entschloß sich, die Sache schweigend zu den Akten zu legen.

An Erika war nicht mehr zu denken. Mochte

sie hundertmal durch einen ihr freundlich gesinnten Zufall vor dem Äußersten bewahrt worden sein — die Sache blieb sich gleich. Immerhin gehörte ihr Herz einem anderen, einem verheirateten Mann, für welchen sie bereit gewesen, etwas zu thun, was nicht zu entschuldigen war.

Nachdem er sich dies deutlich bewiesen, hatte er sich vorgenommen, das Leben ruhig und vernünftig wieder aufzunehmen, als ob es auf der weiten Welt gar keine Erika Lenzdorff gäbe oder je gegeben habe.

Aber die Resultate seiner Anstrengungen in dieser Richtung waren unerfreulich. Sich Erikas Bild immer wieder zu vergegenwärtigen, allerhand reizende Luftschlösser um sie herumzubauen, sich mit dem Rätsel ihrer ungewöhnlichen Individualität, die ihn trotz ihrer vielen Verkehrtheiten und Fehler, so wie sie nun einmal war, anzog, zu beschäftigen, das hatte seit Jahren den subtilsten Reiz seines Lebens ausgemacht, und sich das von einem Tag zum anderen abzugewöhnen, war nicht so leicht, wie es anfangs schien.

Er schlug die Stunden tot, wie es eben ging, er hatte nichts mehr vor sich, auf das er sich hätte freuen können, seine Zukunft dehnte sich vor ihm aus in eintöniger Nüchternheit, wie ein naßkalter, grauer Nebel, durch den er sich Tag für Tag mühsam hindurcharbeiten mußte, ohne die geringste Hoffnung, am Schlusse all dieser unfruchtbaren Quälereien noch einmal die Sonne zu sehen.

Er war kein wimmernder Schwächling, der sich nach und nach mit einem gewissen Behagen in diesen desperaten Zustand hineinlebt und seine Melancholie mit Geschmack als einen ästhetischen Zeitvertreib vervollkommnet, um sich und die Welt damit zu ergötzen. Im Gegenteil schämte er sich recht empfindlich seiner unmännlichen Niedergeschlagenheit; er rüttelte sich zusammen, wie er konnte, sagte, daß es sich für einen gesunden Menschen, der noch etwas nutz sein soll auf der Welt, wahrlich nicht schicke, seine Zeit trostlos zu verjammern, nur weil sein Lieblingswunsch ihm vom Schicksal in der freilich

denkbar unangenehmsten Weise abgeschlagen worden ist.

Er verdoppelte seinen Diensteifer, schraubte seinen Ehrgeiz, dem in der That ein immer weiterer Spielraum von allerhöchster Seite eröffnet wurde, zu künstlicher Höhe empor. Es nützte alles nichts.

Die ganze Behaglichkeit unserer Existenz beruht auf einer gewissen, mit unserer geistigen und körperlichen Gesundheit eng verbundenen, vernünftigen Thätigkeit der Phantasie, welche uns jenes Quantum von Illusionen zuführt, die zum Verhüllen und Beschönigen der unleugbaren Häßlichkeit des innersten Lebenskerns durchaus notwendig ist.

Diese Thätigkeit der Phantasie war momentan bei Goswyn erlahmt. Seine Nerven hatten jenen Grad der Abspannung erreicht, in dem man nicht mehr im stande ist, das Leben wichtig zu finden.

Die Tage folgten den Tagen, die Wochen den Wochen. Berlin wurde leer, Goswyn be-

gegnete kaum mehr einer bekannten Dame auf der Straße. Die Luft war schwül, der Tiergarten von der Sonne verbrannt, die ganze Stadt dumpfig und durstig, nach nassem oder gebranntem Asphalt riechend.

Eines Tages schrieb Gräfin Brock ihrem Neffen, er möge sich doch zu ihr bemühen. Sie sei im Begriff, nach Homburg abzureisen, und würde sich freuen, wenn er vorher ihre halbjährige Abwickelung mit ihrem Banquier prüfen wollte. Da sie sehr mißtrauisch war und absolut nicht rechnen konnte, wendete sie sich immer an ihn mit ihren Geschäftsnöten, und so wenig er sie auch mochte, hatte er sich nie geweigert, ihr einen Dienst zu leisten.

Letzterer Zeit freilich hatte ein gespanntes Verhältnis zwischen ihm und ihr geherrscht, und zwar hauptsächlich, weil Gräfin Brock Dorothee von Sydow seit dem Selbstmord Ottos nicht nur bei sich aufgenommen, sondern sich auch mit aggressiver Geschmacklosigkeit um die Befestigung der unhaltbar gewordenen gesellschaftlichen Stel-

lung Dorothees bemüht hatte. Sie verbrachte seit dem Unglücksfall ihre Zeit damit, von einer Bekannten zur anderen zu rennen, Dorothees Tugendhaftigkeit herauszustreichen und Selbstmordgründe für Otto zu erfinden. Der Ohrenkrebs und ein unheilbares Herzleiden spielten bei diesen Phantasien eine große Rolle. Als glänzenden Beweis der unveränderlichen Achtung des Verstorbenen für seine Frau führte sie an, daß dieser, obgleich er, kurz ehe er Hand an sich gelegt, noch zwei Briefe geschrieben, nichts an seinem Testament geändert habe, in dem Dorothee so gut bedacht war, als es das Majorat zuließ.

Das Resultat ihrer zudringlichen Anstrengungen gipfelte hauptsächlich darin, daß das Gerede über die fatale Katastrophe viel länger dauerte, als dies unter normalen Umständen der Fall gewesen wäre, und daß sie ... immer weniger ihrer intimsten Bekannten zu Hause fand. Natürlich war dies alles Goswyn höchst widerlich und hatte er ihr über die Unsinnigkeit dieses Gebarens einmal die Leviten gelesen. Sie hatte

ihm eine Scene gemacht und er war schließlich unversöhnt von ihr geschieden. Infolgedessen verwunderte ihn der über alle unangenehmen Erinnerungen erhabene Gleichmut, mit dem sie ihn zu sich berief, nicht wenig. Aber von Tante Brock konnte man auf alles gefaßt sein. Da es ihm in seiner momentanen Stimmung gänzlich gleichgültig war, was er mit sich anfing, fand er sich pünktlich um die von ihr bestimmte Stunde bei ihr ein.

Ihr Hausstand war bereits desorganisiert; anstatt des Dieners öffnete die Kammerjungfer dem jungen Offizier die Thür, eine schreckliche alte Person, welche von der bösen Fee hauptsächlich ihrer hervorragenden und unbedrohten christlichen Tugenden wegen gehalten wurde. Seit die Brock Dorothee unter ihre Fittiche genommen, widmete sie sich nämlich mit Fanatismus der Unterstützung von allerhand erbaulichen christlichen Vereinen — vielleicht, um der Gesellschaft gegenüber für der jungen Witwe Tadellosigkeit besser Kaution legen zu können.

Die anmutige Jungfer hatte eine große blaue Schürze umgebunden und trug auch im übrigen die Spuren des Packens deutlich an sich. In den Zimmern, durch welche sie Goswyn führte, waren die Möbel bereits alle mit hellgelben Leinwandkappen überzogen, die Lüster hingen in langen weißen Säcken, die Nippsachen waren hinweggeräumt. Alles machte einen über die Maßen kahlen, ungemütlichen Eindruck. Da hörte er schon von weitem Dorothees kicherndes Lachen — es war noch heller geworden, noch gläserner als früher — dazwischen eine fremde Stimme.

„Ist Besuch da?“ wendete er sich mit schroffer Ungeduld an die Jungfer, die an seiner Verstimmung ganz unschuldig war und, etwas unwillig zu ihm aufsehend, erwiderte: „Nur Frau von Geroldstein.“

Schon wollte er umkehren und sagen: da werde ich später wiederkommen, als er plötzlich deutlich den Namen „Erika“ vernahm. Seine Schwägerin sprach ihn aus, mit welcher Betonung, mit welch triumphierend höhnischer Be-

tonung: „Diese Erika — nein, diese Erika!“ und dann kicherte sie.

Die Möglichkeit, daß irgend jemand etwas von Erikas unsinnigem Vorhaben erraten, daß ihr Ruf gelitten haben könne, war ihm auf den Brief der Großmutter hin gar nicht eingefallen. Ein jäher Schrecken durchfuhr ihn. Offenbar ahnte Dorothee etwas. Die Wut schnürte ihm die Kehle zu. Wollte die sich's vielleicht herausnehmen, Erika durchzuhecheln? Und das sollte er ruhig geschehen lassen? Nein! — Ohne sich's weiter zu überlegen, eilte er vorwärts.

Das Boudoir, in welchem er empfangen wurde, sah noch um ein Bedeutendes unerquicklicher aus als die anderen Räume der Wohnung. Ein halb vollgepackter Handkoffer lag auf einem Kanapee, ein offenbar soeben von der Schneiderin gesandter, eleganter Staubmantel auf einem anderen. Dorothee stand vor einem Spiegel und probierte einen neuen Hut. Anstatt der tiefen Krepptrauer, welche sie vor kurzem noch geradezu übertrieben, trug sie jetzt ein schwarzes Spitzen-

kleid, das ihr allerdings vortrefflich ließ und dessen Pariser Herkunft deutlich auf jeder seiner überaus einfach gerafften Falten stand. Ihr ehemals aschblondes Haar hatte einen malerisch goldenen Schimmer bekommen, der entschieden künstlich hergestellt war, auch der Glanz ihrer großen, grün schillernden Augen war durch fein-gepinselte Schatten künstlich erhöht. Sie hatte ihren Parfüm gewechselt, vielleicht um unangenehmen Erinnerungen auszuweichen, und der Duft, welcher jetzt, von ihren Effekten ausgehend, das Zimmer durchströmte, war betäubend. Auf Goswyn wirkte dieser Duft ebenso wie die ganze Persönlichkeit seiner Schwägerin: widerlich. Er sagte sich, daß sie bereits den ersten Schritt gethan hatte auf dem steil abwärts laufenden Wege, welchen ihr die Zukunft vorzeichnete.

Frau von Geroldstein, welche offenbar noch nicht ahnte, wie schel die Prinzessin bereits von der Gesellschaft angesehen wurde, stand hinter ihr und bewunderte, als Goswyn eintrat, abwechselnd sie und den neuen Hut.

„Nicht wahr, er kleidet gut,“ sagte Dorothee, „aber das ewige Schwarz ist mir doch fatal, ich werde mir einen blau schillernden Vogel hineinsetzen lassen. In Berlin dürft ich ihn nicht tragen, aber auf Reisen …“

Da gewahrte sie Goswyn, der, in der Thür stehend, sie mit eigentümlich wegwerfendem Gesichtsausdruck betrachtete. Sie wechselte die Farbe, nahm den Hut, welchen sie indes mit beiden Händen festgehalten — sie hatte reizend ausgesehen mit dem feinen, leicht zurückgebogenen Oberkörper und den emporgehobenen Armen —, ab und legte ihn so hastig weg, daß er auf die Erde fiel. Frau von Geroldstein hob ihn auf. Wie immer übertrieben modisch gekleidet, mit unheimlich eingezwickter Taille und in Affektation ersterbend, blickte sie mit ihren schwarzen Gazellenaugen schmachtend zu Goswyn auf und lispelte, ihm die Fingerspitzen reichend: „Bon jour, baron!“

Obgleich sie seit Jahren eigentlich viel mit der guten Gesellschaft verkehrte, kopierte sie in

ihren Manieren noch immer die Gräfin aus dem Lustspiel oder aus dem Leihbibliothekroman.

Dorothee fing sofort an zu kichern, ohne daß irgend jemand gewußt hätte, weswegen. Soeben wollte ihr Schwager ihr übellaunig den Grund ihrer unangenehmen und irritierenden Heiterkeit abfragen, als die böse Fee aus irgend einem düsteren Winkel auf ihn zukam. Sie gab ein bezauberndes Bild ab in einem malerischen, mit Silberborden besetzten grauen Schlafrock, den sie von Dorothee geerbt und über den sie beständig stolperte, weil er ihr um eine Spanne zu lang war, weshalb sie ihn jetzt mit beiden Händen über dem Magen an sich hielt.

„Schön, daß du kommst, Goswynchen,“ rief sie, „aber du mußt entschuldigen, ich habe momentan keine Zeit für dich. Ich habe soeben einen Artikel vollendet über ‚Antonius und Kleopatra‘, den ich zu einem wohlthätigen Zweck, natürlich vom abschreckenden Beispiel aus, für den Verein christlicher Jungfrauen veröffentlichen wollte, und jetzt kann ich ihn nirgends finden.

Meine Jungfer behauptet, sie habe ihn eingepackt, aber sie wisse nicht wo. Es ist zum Rasend-werden! Ich kann mich dir nicht widmen, eh ich das Manuskript wieder habe. Nimm nur Platz indessen, das heißt, wenn du einen Stuhl findest, auf dem nicht schon etwas liegt. Hi, hi, hi!“

Das war allerdings schwer. Nach einer Weile hatte jedoch der junge Mann einen Sitz entdeckt und zwar neben einem Tisch, auf welchem zwischen allerhand anderen Dingen drei Gläser Eiskaffee standen und an dem sich auch Dorothee und die Geroldstein niedergelassen hatten. Die böse Fee fuhr indessen fort, im ganzen Zimmer unruhig herumzustolpern, alle Gegenstände umzudrehen, ihren Blick abwechselnd auf und unter die Möbel zu richten, bis sie sich endlich vor dem offenen Handkoffer auf dem Sofa niederkniete und nun mit leidenschaftlicher Hast einen Gegenstand nach dem anderen daraus hervorzuzerren und um sich herum auf den Teppich zu streuen begann, einen Reise-Thee-

apparat, eine flanellene Nachtjacke, eine Flasche Eau de Cologne ꝛc.

„Du kommst gerade recht!“ rief jetzt Dorothee ihrem Schwager zu; „Frau von Geroldstein erzählte mir soeben die interessantesten Dinge aus Venedig. Die Erika hat sich das ganze Frühjahr hindurch von einem verführerischen Maler die Cour machen lassen. Denk dir, die spröde Erika! Es geht die Sage, sie habe sich ihm eines schönen Tages, alle Standesrücksichten großartig in die Tasche steckend, an den Kopf geworfen, und da — da ...“ — Prinzeß Dorothee wollte sich tot lachen — „da hat es sich herausgestellt, daß er schon verheiratet ist und zwar an irgend ein Modell aus den Batignolles!“

Plötzlich blieb ihr das Lachen in der Kehle stecken, etwas in Goswyns Blick erschreckte sie. Ein dumpfes Schweigen folgte. Mitten hinein ertönte die Stimme der bösen Fee, lieblich und zärtlich:

„Goswynchen, du kannst meinen Eiskaffee austrinken; ich habe daran genippt, aber das geniert dich doch nicht!“

Ohne auf diese einschmeichelnde Einladung irgend etwas zu erwidern, fragte jetzt Goswyn seine Schwägerin schroff: „Und du glaubst diese alberne Klatscherei?“

„Mein Gott, etwas daran wird doch wahr sein! Übrigens hat die Geschichte noch eine Fortsetzung,“ erwiderte giftig Dorothee. „Es heißt, daß die keusche Erika die Absicht hatte, mit dem Maler durchzugehen.“

„Dorothee!“ rief Sydow außer sich. Er fühlte, wie ihm das Blut in die Stirn stieg, er hätte dreinschlagen, Darothee des Lügens zeihen wollen, und konnte doch nichts, als noch einmal mit halb erstickter Stimme rufen: „Dorothee!“

„Das war nur so ein Gerücht,“ lispelt Frau von Geroldstein — „ein Gerücht, dem niemand weniger Glauben schenkt als ich. Es basiert darauf, daß man die Comtesse Lenzdorff zu etwas ungewöhnlicher Stunde nach der Richtung des Bahnhofs hat zugondeln sehen, wobei allerdings eine schwarze Reisetasche in der Gondel lag. Mir wäre es natürlich gar nicht einge-

fallen, irgend etwas — ha, ha, ha — Unpassendes daraus zu folgern — mir fällt überhaupt nie etwas Unpassendes ein —, aber es war sonderbar, daß sie sich zu dieser abendlichen Spazierfahrt gerade einen Tag aussuchte, an dem sie allein zu Hause geblieben und unter dem Vorwand einer Migräne es abgelehnt hatte, ein Fest zu besuchen, bei dem ganz Venedig anwesend war."

„Nun, Sie nicht, liebe Geroldstein, scheint's," grunzte vom anderen Ende des Zimmers herüber die böse Fee. Ihrer Protegée von Zeit zu Zeit einen Klaps zu erteilen, erschien ihr dringend notwendig.

„Hm! erst verlobt sie sich mit einem alten Engländer, der sie sitzen läßt, dann verliebt sie sich in einen jungen Maler, der verheiratet ist; — ich möchte nur wissen, welcher Mann sich nach all den schönen Geschichten noch entschließen wird, die Erika zu heiraten," sagte indessen Dorothee und blickte triumphierend den Schwager an. Einen Moment zögerte er, dann, sich zugleich erhebend, sagte er ruhig: „Jedenfalls ein Mann,

der sich's nicht nur zum Glück, sondern zur Ehre anrechnen wird, wenn sie seine Hand annimmt."

„Da! ... was sagt ihr dazu! Meine Schlafpantoffeln hat sie hineingepackt!" schrie jetzt die böse Fee, indem sie sich stöhnend von ihren Knien erhob und mit Entrüstung in der einen Hand einen braunen, mit einer Edelweißkokarde gezierten Filzpantoffel, in der anderen einen sehr langen zerknitterten Papierbogen über ihrem Haupte schwang. „Aber was hast du nur, Goswynchen, was machst du denn für ein Gesicht?"

„Er denkt sich soeben mit leidenschaftlichem Schwung in die Rolle des Helden hinein, der sich in Zukunft um Erika Lenzdorffs Hand melden wird," deklamiert Dorothee mit Pathos.

„Wenn von solchen Dingen bei der guten Erika noch überhaupt die Rede sein dürfte," murmelte die Fee, „nach dem, was mir Anna Lenzdorff kürzlich schrieb!"

„Was schrieb sie dir?" frug Goswyn hastig.

„Ach, nichts — nur daß Erika vor sechs

Wochen an einem sehr tückischen Lagunenfieber erkrankt ist."

„Aus unglücklicher Liebe," schaltete Dorothee ein.

„Und daß es durchaus nicht besser werden will; der Arzt verliert die Hoffnung," fuhr, ohne die Parenthese ihrer Nichte zu beachten, Gräfin Brock fort. „Mir ist sehr leid um Anna, sie hat ihr Herz an das Mädchen gehängt. An wen fällt denn das Vermögen der Erika, wenn sie stirbt, Goswyn? — Du gehst schon ...? Ich hätte dir so gern mein erstes Kapitel vorgelesen ..."

„Vom abschreckenden Beispiel aus," kicherte Dorothee.

„Und meine Rechnung, ja richtig ...!" erinnerte sich die Brock.

„Ich kann wirklich nicht länger bleiben," erwiderte Goswyn, „ich besuche dich lieber ein andermal, wenn du allein bist," setzte er, die Worte betonend, hinzu, und ohne seine Schwägerin zu grüßen, verließ er das Zimmer.

„Voilà que vous avez un ennemi de plus — dans votre position c'est bien utile!“ rief jetzt aufgebracht die Gräfin Brock ihrer Nichte zu; dann, immer in ihrem zweifelhaften Französisch, fuhr sie fort: „Du bist von einer Unvorsichtigkeit! Par exemple — wie klug de se mettre la — celle, dont nous parlons — à dos — mais Anna Lenzdorff — c'est une puissance sociale!“

Offenbar hatte sie diese lange Rede französisch gehalten in der Idee, daß Frau von Geroldstein, die sie abwechselnd zu ihren Freundinnen und zu ihrem Dienstpersonal rechnete, dieses Idiom nicht verstehe, und sich zu derselben wendend, erklärte sie verbindlich lächelnd: „Nur ein paar Details, ein paar intime Details wegen unserer Reise.“

Die Geroldstein biß sich die Lippen. Unwillkürlich hatte ihr die Brock einen Wink gegeben. Sie hatte begriffen, daß der Augenblick, Erikas guten Ruf dem Amusement Prinzeß Dorothees preiszugeben, noch nicht gekom-

men sei, und den Vorsatz gefaßt, danach zu handeln.

Dorothee stand in der Mitte des Zimmers totenblaß und lächelnd — mit demselben Lächeln, das in allen kritischen Lebensmomenten auf ihre Lippen trat, den Blick auf die Portiere gerichtet, hinter der Goswyn verschwunden war.

„Meinetwegen ist sie ein Engel, seine Erika,“ murmelte sie, „aber eine Gans war sie doch, sonst hätte sie nicht sechs Jahre lang verfließen lassen ...“ Ohne ihren Satz zu Ende zu sprechen, blickte sie in den Spiegel und änderte etwas an ihrer Frisur.

— — — — — — — — — — — — —

Indes durchschritt Goswyn in einer unbeschreiblichen Aufregung die lange Zimmerreihe, welche das Boudoir von der Treppe trennte. Jetzt befand er sich in dem Saal, in welchem sie damals als Heideblume zum erstenmal alle Augen auf sich gelenkt. Welcher Erfolg damals! Man erinnerte sich keines jungen Mädchens, das so glänzend in der Gesellschaft debütiert hätte

— und jetzt ... ihr Name im Munde der Leute ... und sie ... beinahe im Sterben! Es war nicht zum Ausdenken traurig. Alles drehte sich um ihn herum. Sein Mund war trocken; auf der Treppe mußte er, was ihm im Leben noch nicht widerfahren war, seine Hand auf das Geländer stützen, weil ihm schwindelte. Wie hold ihr das Leben gelächelt hatte ... und jetzt — alles in Trümmern! Er zweifelte nicht einen Augenblick an ihrer Reinheit; das aber hinderte nicht, daß Gänse wie die Geroldstein und Schlangen wie Dorothee über sie zischen durften, ohne daß er eigentlich berechtigt gewesen wäre, es ihnen übel zu nehmen. Ach, was lag denn schließlich an der dummen Rederei! Mädchen wie Erika genießen eines solchen sittlichen Kredits, daß sie nicht wegen einer von giftigen Klatschbasen kaum halb erratenen Thorheit den Bankerott ansagen müßten. Er kannte die Welt gut genug, um zu wissen, daß es einfach aus der Mode kommen würde, sie anzugreifen, sobald ein paar Menschen von Bedeutung für sie bürgten. Das war Neben-

sache; aber ihr Gesundheitszustand! — Warum brachte sie die alte Lenzdorff nicht aus dieser verpesteten venetianischen Sommerluft weg? dort konnte sie ja nicht gesund werden. Hatte die alte Gräfin denn vollständig den Kopf verloren? sie war ja doch sonst eine kluge Frau. Klug? — er lächelte bitter vor sich hin. Gescheit, geistreich, das war sie alles gewesen, aber klug ...! Sie hatte ihr Leben damit verbracht, ihren glänzenden Verstand zum Fenster hinauszuwerfen, ohne sich auch nur im mindesten darum zu bekümmern, ob sie jemanden totschlug damit oder nicht. Und wenn sie Erika nicht ganz totgeschlagen, so war das nicht ihr Verdienst.

Und wer sagte es ihm denn, daß sie Erika nicht totgeschlagen?

Immer hastiger schritt er die sonnengedörrte Straße entlang. Ein schwarzer Nebel wälzte sich ihm vor den Augen. Die Luft war drückend, ringsherum ein Geruch von Staub und verdorrtem Sommerlaub, und durch die dumpfe, trockene Schwüle tönte aus weit offenen Fenstern das

wahnsinnige Geklimper eines den Sommerprüfungen entgegen übenden Klavierinstituts.

„Wie hold ihr das Leben gelächelt hatte! Und nun — ihr Name im Munde der Leute und sie fast sterbend!“

Ihr liebes Bild tauchte in seiner Seele auf. Er sah sie in den Salons seiner Tante von Bewunderern umschwärmt, er sah sie, wie sie ihren Verehrern davongelaufen war und in einem einsamen Zimmer vor Verzweiflung schluchzte, weil sie sich plötzlich ihrer in Elend und Schmerz gestorbenen Mutter erinnert hatte, der Mutter, der sie nichts Liebes mehr thun konnte. Er sah sie an einem leuchtenden Märztag im Tiergarten, wie sie so frei und fröhlich einherschritt und den Kopf sehr hoch trug, während alle Leute ihr nachblickten; und plötzlich beugte sie den stolzen Kopf, um einen armseligen kleinen Krüppel zu küssen, vor dem alle anderen schauderten. Die quälende Feinfühligkeit, der gefährliche Barmherzigkeitsdrang ihrer Natur wurde ihm gegenwärtig. Das war ja alles wunderschön, das

hätte man pflegen, aber man hätte es verhüten sollen, daß sie sich selbst mit ihren edelsten Regungen etwas zu leide that.

Wenn die Äste eines jungen Baumes sich, überschwer beladen von Früchten, zur Erde senken, so stützt man die Äste, oder sie brechen und die Früchte gehen ungereift zu Grunde und der ganze Baum stirbt ab.

Niemand hatte Erika gestützt. Er fühlte einen wahren Haß gegen die Großmutter, die das alles auf dem Gewissen hatte. Da mit einemmal zuckte etwas in ihm auf. Was hatte er denn immer nur die Schuld in der Großmutter zu suchen? Konnte er sich nicht selbst beim Kopf nehmen; konnte er es verantworten, daß er sich diese ganzen Jahre lang nicht um sie bekümmert, daß er sie ruhig ihrem Schicksal preisgegeben aus erbärmlichem, kleinlichem Trotz? Er nannte es jetzt nicht einmal mehr Stolz. Er war in einer Stimmung, in der es ihm eine Erleichterung bot, sich recht herunterzuschimpfen.

„Wenn Sie mir diesen Herbst auch nur ein

gutes Wort gegeben hätten, so wäre ich jetzt Ihre Frau," stand in ihrem Brief.

Er grub die Zähne in die Lippen. Mein Gott! das war vorüber, ihr armes wundes Herz gehörte einem Manne, für den sie bereit gewesen war, das schrecklichste Martyrium zu erdulden, was ein Mädchen wie sie auf sich nehmen kann. Sein Glück hatte er verscherzt. Damit war's vorbei; aber wenigstens konnte er versuchen, ihr noch etwas nutz zu sein auf der Welt.

* *
*

Es ist in Venedig, Ende Juni, Peter und Paul.

Vom Frühling ist längst nichts mehr übrig. Der Garten des Britannia hat sich in eine sonnverbrannte Wüste verwandelt, aus der die Rosenbäumchen blütenlos und mit versengten Blättern herausstarren. Nur die Monatsrosen blühen noch, entfalten jeden Morgen ihr kurzes Leben und streuen jeden Abend ihre Blütenblätter über

den Sand. Das hellgraue Lagunenwasser atmet einen abscheulichen Dunst aus, alles sieht elend und erschlafft aus, die Vegetation wie die Menschen. Die Hotels sind leer, eine Typhusepidemie verheert die Stadt.

Und in dieser Pestluft liegt Erika, von einem Tag zum anderen elender hinsiechend, matt, zerschmettert, das erbarmungswürdigste junge Geschöpf, das je sein schönes, vielversprechendes Leben zu Grunde gerichtet hat.

Die eigentliche Krankheit ist vorüber; seit einigen Tagen hat der Arzt ihr nicht nur gestattet, sondern dringend geraten, das Bett zu verlassen. Jeden Vormittag gegen elf kleiden die Großmutter und Marianne sie an — wie behutsam und zärtlich! Dann schleicht sie ein paarmal, schwer auf den Arm der Großmutter gestützt, durch das Zimmer. Nach dem dritten Male hält sie sich schwankend an einem Möbel fest, sieht die Großmutter mit einem rührend hilflosen Blick an — sie kann nicht weiter. Gewöhnlich streckt sie sich dann sofort auf ihr Ruhe-

bett aus und dreht den Kopf gegen die Wand. Dann hört die Großmutter plötzlich einen leisen, wimmernden, halb erstickten Laut — Erika weint.

So bringt sie ihre Tage hin; anstatt sich zu kräftigen, wird sie von einem Tage zum anderen schwächer.

Und so mutlos und kraftlos liegt sie auch heute auf ihrer Chaiselongue, von Kissen aufgestützt, von den weißen Falten ihres langen Morgenkleides umflossen. Es ist gegen sechs Uhr. Die große Tageshitze hat sich etwas abgekühlt, aber die Luft ist dumpf und schwer, und der graue Sciroccodunst liegt über allem.

„Hast du's bequem, mein Herzchen? soll ich dir nicht noch ein Kissen bringen?“ fragt die Großmutter. Die alte Frau ist nicht zu erkennen. Ihr stolzer Kopf ist gebeugt. Ängstlich und demütig bedient sie das junge Mädchen mit sich nie schonender Unermüdlichkeit. Erika ist ihr dankbar und wie dankbar! Aber sie schöpft weder Trost noch Kraft aus diesen Liebkosungen; im Gegenteil trägt die kleinmütige

Zärtlichkeit der alten Frau noch dazu bei, sie gänzlich zu erschlaffen.

„Nein, Großmütterchen, ich liege sehr gut," haucht sie. Als ob ihr ein Kissen mehr oder weniger Erleichterung verschaffen könnte!

„Soll ich dir etwas vorlesen, mein Kind?"

„Ich bitte, Großmutter." Erika sagt's offenbar der alten Frau zuliebe; aber als die Großmutter zu lesen anfängt, hört sie nicht zu; die Großmutter läßt den Band Tauchnitz, aus dem sie vorgelesen hat, in den Schoß sinken. Erika merkt es nicht.

Nach einem Weilchen sagt die Großmutter: „Erika! In der Bellevuestraße steht alles für uns bereit, der Arzt sagt selbst, daß die Reise mit gewissen Vorsichtsmaßregeln dir nicht schlecht thäte, und je früher man dich aus dieser ungesunden Luft herausbrächte, desto besser. Entschließ dich endlich, mein Liebling. Du hast mehr Komfort zu Hause, und ich möchte auch gern unseren alten Arzt konsultieren."

Aber Erika hat am ganzen Körper ange-

fangen zu zittern, ihre schmalen Wangen färben sich fiebrig rot. „Ich soll nach Berlin zurück? … O Großmutter!“ und sie dreht ihr Gesicht gegen die Wand.

„Aber Kind, Erika, du darfst dir das nicht dermaßen zu Herzen nehmen; es ist ja kein Grund dazu!“ Die Großmutter beugt sich über das kranke Mädchen und legt ihm die Hand auf die Schulter. Was für eine arme, abgemagerte Schulter das ist! Die alte Frau hat Mühe, ihre Thränen zurückzuhalten bei der Berührung. „Erika, mein Kind, mein Liebling! Du darfst dich nicht so quälen, dich nicht willkürlich zu Grunde richten — thun, als ob du nicht mehr das Recht hättest, den Kopf hoch zu halten. Die wenigsten Frauen sind ja wert, dir die Schuhriemen zu lösen trotz all deiner beabsichtigten Thorheiten, von denen, Gott sei Dank, niemand etwas weiß.“

„Niemand?“ wiederholt Erika unsäglich bitter, die Hände vor dem Gesicht, den Kopf gegen die Wand gedreht. Endlich, ohne die Hände

vom Gesicht zu nehmen, murmelt sie: „Großmutter! hat er dir nie auf — auf deinen Brief geantwortet?“

Einen Augenblick zögert die Großmutter, dann sagt sie sehr leise: „Nein.“

Der abgemagerte Körper Erikas zuckt zusammen wie unter einem Peitschenhieb, ein kurzer, schwacher Wehlaut entfährt ihr.

Die Großmutter beugt sich über sie. „Erika, sei doch nicht so unvernünftig! Erika, quäl dich nicht!“

Aber Erika hebt den Kopf nicht. Nach einer Weile murmelt sie nur: „Du bist sehr gut, Großmutter, engelsgut, und ich bin dir sehr, sehr dankbar; aber ich halt's nicht aus — nur ein Weilchen laß mich allein!“

Die Großmutter seufzt tief, streicht ein letztes Mal die Falten um die Glieder des armen jungen Geschöpfes zurecht und verläßt dann leise das Zimmer.

Sorgenvoll geht sie in dem anstoßenden Gemach auf und ab, die Hände vor sich ge-

faltet. Nach einem Weilchen sieht sie zu Erika hinein; sie hat sich beruhigt, sie schläft.

Es ist immer so: erst quält sie sich, dann schläft sie aus Mattigkeit bei Tage ein, und in der Nacht schläft sie gar nicht. Es ist trostlos!

Leise zieht sich die alte Frau in das Nebenzimmer zurück, da öffnet Lüdecke die Thür; sie macht ihm ein Zeichen, sich still zu verhalten. Sein ausdrucksvolles Grinsen meldet ihr sofort, daß sich etwas Besonderes ereignet hat.

„Die Comtesse schläft," wirft sie ihm zu.

„Excellenz — Herr von Sydow!" flüstert er.

„Herr von Sydow?" — Sie traut ihren Ohren kaum.

„Ja, er läßt bitten, ob er zu Excellenz heraufkommen darf oder ob ..."

„Führen Sie ihn herauf — sofort, aber leise!"

Um weniges später tritt er ein. „Mein liebes Kind, Sie hier?" ruft sie herzlich, indem sie ihm ein paar Schritte entgegengeht.

Er küßt ihr die Hand; dann, ohne irgend

eine einleitende Begrüßungsformel, sagt er: „Ich hab's erst vor drei Tagen erfahren, daß sie krank ist. Wie geht es ihr?"

„Der Erika?"

„Wem denn sonst?"

„Die Krankheit ist vorüber, aber die Gesundheit will nicht kommen. Es ist ja kaum mehr etwas übrig von ihr! Sie werden sie nicht erkennen. Ach, ein Jammer ist's!"

Sie sieht ihn ängstlich an, während sie spricht; sie erwartet etwas, das nicht kommt. Wird er ihr denn heute wirklich keine Vorwürfe machen?

Es scheint nicht.

„Was sagt der Arzt?" fragt er hastig.

„Der Arzt ist sehr unruhig; zu sagen ist nicht viel: gänzliche Abspannung des Nervensystems, Mangel an Lebensthätigkeit, Mangel an Lebenslust ..."

„Mangel an Lebenslust? ... Unsinn! Man muß ihr das Leben eben wieder wünschenswert machen!" ruft er ungestüm.

Die alte Frau richtet die Augen voll auf ihn.

Mit einemmal wird er bis an die Haarwurzeln rot. Noch etwas näher an die Gräfin herantretend, legt er die Hand auf den Arm und murmelt: „Liebt sie ihn noch immer? Ist's — ist's vielleicht das, was sie umbringt?"

„Das? Was Ihnen einfällt!" entgegnet ihm die Großmutter. „Ich glaube nicht einmal, daß sie ihn je wirklich geliebt hat: das war ja alles nur ein Wahn. Es ist nichts übrig davon, gar nichts. Der Wahn ist vorüber, aber die Demütigung ist geblieben; sie schämt sich tot!"

„Was hat sie sich zu schämen!" ruft Goswyn heftig. „Unedles war ja bei all dem nichts. Sie hatte mir einen Brief geschrieben. Sie wissen ... ich hab ihn noch einmal gelesen jetzt vor meiner Abreise ... ich sage Ihnen, es ist das Rührendste, Ergreifendste ... ich muß ihn Ihnen zeigen, eh ich ihn verbrenne ..."

Da hört er das leise Aufrauschen eines Frauengewandes; zusammenfahrend sieht er sich um. Im Rahmen der Thür steht eine hohe,

schmale Gestalt in langem weißem Morgenkleid, mit nachlässig aufgestecktem Haar.

Was ist denn in dem abgemagerten Gesichtchen, in den großen, traurigen Augen, das ihn plötzlich an das unfertige, verängstigte Kind erinnert, welchem er damals begegnet ist auf der Treppe in der Bellevuestraße am Abend von Erikas Ankunft in Berlin?

Er eilt auf sie zu. Sie macht ihm einen Schritt entgegen; ihr schwacher Körper fängt an zu schwanken.

An so etwas hatte er, als er sofort nach Erwirkung seines Urlaubs von Berlin abreiste, nicht gedacht — nein, nicht einen Augenblick; und wenn es ihm jemand vorausgesagt, so hätte es ihn geradezu verletzt; aber eh er sich dessen versieht, hat er sie in seinen Armen aufgefangen und geküßt.

Ein wundersames Gefühl vollständiger Beruhigung, seliger Wunschlosigkeit hat sie überkommen; sie möchte so bleiben, seine warmen schützenden Arme um ihren Leib, den Kopf an

seiner Schulter, bis in den Tod. Und dennoch ringt sie sich von ihm los.

„Goswyn!“ murmelt sie und sieht ihn aus ihren großen, andächtigen Augen verwundert und zärtlich an, „wollen Sie mich wirklich noch — jetzt noch ...?“

„Ob ich Sie will, Erika? — und Sie ...?“ Von neuem schlingt er die Arme um sie.

Sie aber schüttelt leise den Kopf. „Ich muß Ihnen erst beichten,“ flüstert sie, „jeden Gedanken, mit dem ich Ihnen untreu war.“

„Untreu? — Aber Erika, Sie waren ja frei!“ entgegnet er und weiß jetzt nicht, ob er über ihre Worte lachen oder weinen soll.

Und die Großmutter bittet: „Erika, quäl ihn nicht — und rege dich nicht auf; er weiß ja alles, was er zu wissen braucht!“

Erika aber sieht erst ihn, dann die Großmutter beklommen an.

„Ich möchte ihm doch alles genau sagen,“ murmelt sie.

„Lassen Sie ihr die Kinderei durchgehen,“

bittet er die Großmutter gutmütig. „Wenn eine Wunde heilen soll, muß man vor allem den Stachel daraus entfernen, der drinnen steckt. Lassen Sie mich versuchen, den Stachel herauszuziehen."

Als die Großmutter nach einer halben Stunde wieder in das Zimmer hineinsieht, in dem sie die beiden Menschen allein gelassen hat, liegt Erika auf einem Sofa, die Wange an Goswyns Hand geschmiegt, ruhig, selig.

Die Beichte ist vorüber, das Kapitel ihrer Thorheiten geschlossen.

„Du warst ja von jeher der unentbehrlichste Mensch auf der ganzen Welt für mich!" sagt sie. „Aber — wie konnt ich denn eigentlich wissen ..."

„Ja, du hast recht," erwidert er, gerührt lachend, „ich war schuld, ich war an allem schuld, aber ich will's gut machen!" und er beugt sich tiefer nieder zu ihr.

Leise tritt die Großmutter zurück; den beiden ist sie nicht nötig. Dann steht sie im Neben-

zimmer am Fenster und sieht in die langsam sinkenden Schleier der Dämmerung, durch welche der Wiederschein des Abendrots an Fenstern und Kirchenkuppeln hindurchglüht. Sie blickt weit, weit in ihre Vergangenheit zurück: sie sagt sich, daß die Liebe unter Umständen doch etwas Schönes sein kann.

Und wenn sie schön ist …

Von demselben Verfasser erschienen in gleichem Verlage:

Asbeïn.
Roman. 3. Auflage.

Bludička.
Eine Erzählung.

Heil dir im Siegerkranz!
Erzählung. 2. Auflage.

In anderem Verlage erschienen:

Ehre.
Roman. 6. Auflage.

Erlachhof.
Roman. 2. Auflage.

Ein Frühlingstraum.
Novelle.

Gloria victis.
Roman. 3. Auflage.

Boris Lensky.
Roman. 2. Auflage.

Dolorata.
Erzählung. 2. Auflage.

Mal occhio.
Erzählung. 2. Auflage.

Geschichten eines alten Österreichers.
Erzählungen.

O du mein Österreich.
Roman. 2. Auflage.

Ein müdes Herz.
Erzählung.

Unter uns.
Roman. 4. Auflage.

Bravo Rechts.
Roman. 2. Auflage.

Es fiel ein Reif in der Frühlingsnacht.
Erzählungen. 2. Auflage.

Die Galbrizzi.
Erzählung.

Etiquette.
Erzählung.

Unheimliche Geschichten.
Erzählungen. 2. Auflage.

Geschichte eines Genies.
Erzählung. 2. Auflage.

Braunschweig.
Druck von George Westermann.